1,60 DM / Band 97
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Henry Wolf

Der graue Tod



Belgien F 25 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i. m. / Spanien P 80



Der graue Tod

Damona King Nr. 97

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 01.11.1982

Der graue Tod

Der Mann saß in unnatürlich verkrampfter Haltung im Pilotensitz. Seine Hände lagen auf dem Uförmigen Steuerknüppel des Kampfflugzeuges, aber er schien sich eher daran festklammern zu wollen, als er die Militärmaschine lenkte. Das Gesicht, dem der wulstige Fliegerhelm mit dem heruntergeklappten schwarzen Visier ein fast insektenhaftes Aussehen gab, wirkte verkrampft und blaß. Auf seiner Oberlippe perlte feiner, kalter Schweiß. Der Phantom-Jäger schoß mit ungeheurer Geschwindigkeit nach Osten. Er hatte schon kurz nach dem Start die Schallmauer durchbrochen, und mit dem Überschallknall, der seiner Bahn wie eine dreieckige akustische Bugwelle folgte und die schlafende Landschaft Südenglands tief unter ihm erbeben ließ, war auch das Brüllen der mächtigen Düsentriebwerke hinter ihm zurückgeblieben, so daß in der winzigen Pilotenkanzel eine fast unnatürliche Ruhe herrschte.

Der Mann stöhnte. Seine Hände begannen zu zittern und wollten sich vom Steuerknüppel lösen, aber er hatte nicht mehr die notwendige Kraft dazu. Sein Körper zuckte wie unter einem plötzlichen inneren Krampf, bäumte sich auf und sackte dann wie ein Ballon, aus dem allmählich die Luft entweicht, im Sitz zusammen. Die Gesichtszüge des Mannes wirkten mit einem Mal sonderbar schlaff.

Die Maschine begann zu bocken. Ein dumpfes Knirschen lief durch den Rumpf des Jagdbombers, und auf dem hufeisenförmigen Armaturenbrett vor dem Piloten begann ein einzelnes, rotes Licht zu flackern. Die schwarze Miniaturlandschaft, die tief unter der gläsernen Pilotenkanzel vorbeihuschte, kippte mit einem Mal nach rechts, sank in die Waagerechte zurück und begann dann wild zu rotieren.

Der Mann bäumte sich noch einmal auf, stemmte sich mit einer verzweifelten Anstrengung hoch und versuchte, die Maschine wieder in seine Gewalt zu bekommen.

Für einen winzigen Moment hörte die Schlingerbewegung auf, aber nur, um Augenblicke später verstärkt wieder einzusetzen.

Der Mann versuchte zu schreien, aber aus seinem aufgerissenen Mund kam nur ein würgender, rasselnder Laut, der im Heulen der an der Plexiglaskanzel vorbeiströmenden Luft unterging. Die Nase des Phantom-Jägers senkte sich unmerklich nach unten, und zu der ersten flackernden Lampe auf dem Instrumentenbord gesellten sich mehr und mehr, als die hochgezüchtete Computertechnik der Kampfmaschine die immer bedrohlicher werdende Kursabweichung meldete.

Aber der Pilot war nicht mehr fähig, den rasenden Sturz aufzuhalten. Seine Arme erschlafften plötzlich, als wären die Ärmel der dunkelgrauen Fliegeruniform mit einem Male leer. Die Hände sackten endgültig vom Steuerknüppel herab und fielen auf seine Oberschenkel. Sein Helm sank nach vorne. Das Kunststoffmundstück mit den Schläuchen des Atem- und Funksprechsystems löste sich vom Gesicht und fiel auf seine Brust.

Und hinter dem schwarzen Kunststoffvisier, das Augen und Stirn des Mannes verbarg, begann feiner, grauer Staub hervorzurieseln…

Major George Pelham spürte nicht mehr, wie die Phantom in immer steilerem Winkel der Erde entgegenraste und sich schließlich wie ein gigantischer stählerner Speer in den Boden bohrte.

Der grelle Feuerball des explodierenden Flugzeuges war meilenweit zu sehen.

***

Ein kalter Wind strich von Osten her über den Fluß. Das Wasser war grau und flach und schien seine Fähigkeit, Licht zu reflektieren, eingebüßt zu haben, so daß das langgestreckte Rechteck zwischen den Kaimauern wie eine riesige, mit grauem Asphalt gefüllte Grube

aussah. Es war ein unheimlicher, merkwürdig bedrückender Anblick.

Damona wandte sich mit einem Schaudern ab und kontrollierte ein letztes Mal den festen Sitz der Sauerstoffflaschen und des Atemgerätes. Sie fror, obwohl sie erst vor wenigen Augenblicken aus dem Wagen gestiegen und zum Kai hinuntergegangen war, aber das schien weniger an der Kälte des eisigen Novembertages zu liegen, als vielmehr an der bangen, mühsam unterdrückten Furcht, die sich wider besseres Wissens in ihrem Inneren eingenistet hatte.

»Sind Sie sicher, daß Sie mitkommen wollen?«, fragte Hank Saghitter mit einer Kopfbewegung auf die bleigraue Wasserfläche. Der kleine, untersetzte Mann hockte auf einem umgestürzten Ölfaß unweit der Kaimauer und sog in unregelmäßigen Abständen an seiner Pfeife. Der schwarze Neoprenanzug ließ ihn schlanker erscheinen als er war, und seine dürren Schultern schienen sich unter dem Gewicht der Taucherausrüstung durchzubiegen.

»Ich bin sicher«, sagte Damona, obwohl es in Wirklichkeit nicht viel gab, was sie im Moment weniger gerne getan hätte, als in das eisige, graue Wasser des Hafenbeckens hinabzutauchen.

Saghitter zuckte mit den Achseln, beugte sich ächzend vor und streifte die Schwimmflossen über seine Füße. »Sind Sie schon einmal getaucht?« fragte er.

Damona nickte. »Mehrmals. Ich bin zwar kein weiblicher Jacques Cousteau, aber ich denke, ich komme klar. Wir tauchen fast jeden Sommer in der Karibik, mein Verlobter und ich«, fügte sie hinzu.

Saghitter sah auf, runzelte die Stirn und legte mit einer umständlichen Bewegung die Pfeife aus der Hand. »In der Karibik, so«, murmelte er. »Eine feine Sache, kann ich mir denken. Klares, warmes Wasser, freie Sicht auf mindestens fünfzig Meter…«

»Haifische«, nickte Damona.

»Und ein Tauchlehrer mit dem Boot direkt über ihnen«, fuhr Saghitter unbeeindruckt fort. »Aber das hier ist was anderes, Miß King.« Er deutete mit dem Zeigefinger auf das Hafenbecken und verzog die Lippen. »Die Brühe ist eiskalt und so dreckig, daß sie fast darin steckenbleiben. Wenn Sie Glück haben, können Sie ungefähr einen halben Meter weit sehen, und wahrscheinlich liegt auf dem Grund mehr Dreck als auf allen Müllkippen Londons zusammen. Wenn ich Sie wäre, würde ich den Teufel tun und da runtergehen.«

»Sie sind aber nicht ich«, gab Damona schärfer als notwendig zurück.

Saghitter zuckte ungerührt die Achseln. »Natürlich nicht. Aber Sie zahlen mir eine Menge Geld, damit ich mit Ihnen tauche. Soviel verdiene ich sonst nicht mal in einer ganzen Woche. Sie brauchen sich also keine Gewissensbisse zu machen, wenn Sie mich allein gehen lassen.«

Damona setzte zu einer scharfen Entgegnung an, überlegte es sich

dann aber anders und schüttelte nur den Kopf. Man hatte ihr Saghitter als einen der besten und erfahrensten Berufstaucher Londons empfohlen, und sie glaubte zu spüren, daß er es wirklich ehrlich meinte. Aber sie mußte dort hinunter, auch wenn sie Angst davor hatte.

»Ich weiß, daß Sie recht haben«, sagte sie. »Aber ich muß mit. Das, was ich suche, würden Sie nicht finden.«

Saghitter grinste. »Ich hole Ihnen eine verlorene Zahnplombe aus dem Fluß, wenn Sie mir ungefähr sagen, wo Sie reingefallen ist.«

»Das glaube ich Ihnen«, erwiderte Damona. »Aber ich muß mit. Ich… kann Ihnen nicht genau sagen, wo der … der Gegenstand liegt, den ich verloren habe. Wenn ich die Stelle finde, erkenne ich sie wieder, aber so …«

Zwischen Saghitters Brauen entstand eine steile Falte. Er nahm seine Pfeife aus dem Mund, klopfte sie sorgsam auf dem Rand des rostigen Fasses, das ihm als Sitzgelegenheit diente, aus und verstaute sie in der zerschlissenen Lufthansa-Tasche, die neben ihm stand.

»Wissen Sie, Miß King«, sagte er, »wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich fast annehmen, daß Sie irgendwas zu verbergen haben.«

Damona zuckte unmerklich zusammen. »Wie… kommen Sie darauf?« fragte sie.

Saghitter grinste. »Nur so. Ein Gefühl, wenn Sie wollen. Ich bin in meinem Job schon vielen komischen Figuren begegnet, aber ich bilde mir ein, nach fünf Minuten zu wissen, ob's einer ehrlich meint oder nicht. Wenn man da runter geht, dann muß man sich auf seinen Partner verlassen können, wissen Sie? Hundertprozentig. Wenn Sie da unten sind und merken, daß Ihr Partner ein schräger Hund ist, dann können Sie nicht einfach umkehren und Gott einen guten Mann sein lassen.«

»Ich weiß«, sagte Damona. »Deswegen habe ich Sie engagiert. Man hat mir gesagt, Sie wären der Beste.«

Saghitter nickte. Die Geste wirkte nicht angeberisch oder eingebildet. Er war ein Mann, der seine Fähigkeiten kannte und es längst nicht mehr nötig hatte, falsche Bescheidenheit an den Tag zu legen.

»Was ist da unten eigentlich passiert?« fragte er, übergangslos das Thema wechselnd. »Ich habe meine Beziehungen spielen lassen und versucht, irgendwas rauszukriegen, aber die Polizei scheint jeden zum Schweigen vergattert zu haben.«

»Was genau geschehen ist, weiß ich selbst nicht«, sagte Damona nach kurzem Zögern. »Ich war zwar auf dem Schiff, aber ich habe nur mitbekommen, daß irgend etwas explodiert ist. Es ging alles viel zu schnell.«

Saghitter nickte. »Das ist immer so«, murmelte er. »Die Leute denken, daß ein Schiff langsam sinkt, aber meistens saufen sie in

Sekundenschnelle ab. Sie haben Glück gehabt, daß Sie rausgekommen sind.« Er stand auf, trat ganz dicht an die Kaimauer heran und blickte sekundenlang auf die schmutziggraue Wasserfläche herunter.

»Ich hoffe, Ihre Freunde kommen bald«, murmelte er. »Es ist schon spät, und ich habe keine Lust, nachts zu tauchen.«

Damona drehte sich unwillkürlich um und blickte die schmale, kopfsteingepflasterte Straße hinunter. Mike hatte sie und Saghitter hier abgesetzt und war noch einmal weggefahren, um Ben Murray zu holen. Das Gelände rings um das Hafenbecken war menschenleer. Murray hatte das gesamte Viertel absperren lassen, nachdem das Frachtschiff, auf dem Herleth seine Ausweichzentrale eingerichtet hatte, gesunken war.

Wäre es nach ihr gegangen, hätte sie nicht mehr länger gezögert und wäre sofort getaucht. Aber Saghitter weigerte sich beharrlich, ohne einen Verbindungsmann am Ufer ins Wasser zu gehen, und Damona widersprach ihm in diesen Dingen nicht. Schließlich hatte sie ihn engagiert, weil sie auf sein Fachwissen angewiesen war. In diesem Punkt hatte Saghitter recht – ihre Taucherfahrung in der Karibik und im Mittelmeer waren mit dem, was sie hier erwartete, nicht zu vergleichen.

Vor ihrem inneren Auge rollten noch einmal die Geschehnisse von vor drei Tagen ab. Es war knapp gewesen, sehr knapp diesmal, und es war um mehr als nur ihr und Mikes Leben gegangen. Natürlich hätte Herleth nicht wirklich nach der Weltherrschaft gegriffen, wie er spöttisch behauptet hatte. Selbst die Anhänger der Schwarzen Familie schienen allmählich begriffen zu haben, daß so etwas kaum im Bereich ihrer Macht lag. Nicht einmal das absolut Böse würde die gesamte Welt beherrschen können, ebensowenig wie die Mächte des Guten – aber er hätte mit Hilfe seiner Teufelspuppen rasch eine Position mit ungeheurem Einfluß erreichen können.

Damona schauderte, als sie diesen Gedanken weiterspann. Die Millionenstadt London, gelenkt von Herleths Monsterpuppen. Es war eine bedrückende Vorstellung.

Aber der Alptraum war noch nicht vorüber. Sie würde noch einmal – vielleicht sogar mehrmals, wenn sie nicht auf Anhieb Erfolg hatten – in das Wrack hinuntergehen müssen. Es war ihr nicht gelungen, ihr Hexenherz zurückzubekommen, als sie das Schiff verlassen hatten. Und solange es dort unten war, stellte es eine potentielle Gefahr dar. Das Amulett besaß ungeheure magische Kräfte, aber nicht einmal sie selbst wußte genau, welcher Art diese Kräfte waren.

Es konnte jahrhundertelang dort unten liegen, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten, aber es konnte genausogut mit seinen magischen Kräften Herleths kaum vernichtete Monsterarmee wieder zum Leben erwecken. Selbst, wenn sie sich entschlossen hätte, fortan auf den

Talisman zu verzichten, hätte sie keine andere Wahl gehabt, als hinunterzutauchen und das Hexenherz zu bergen.

Sie schob den Gedanken mit einem resignierenden Achselzucken beiseite und sah ungeduldig auf die wasserdichte Uhr an ihrem Handgelenk. Mike wollte nach zehn Minuten zurück sein, aber diese Frist war längst verstrichen. Sie trat unruhig auf der Stelle und schlang fröstelnd die Arme um den Oberkörper. Es wurde jetzt merklich kälter. Der Wind frischte auf, und der Himmel überzog sich rasch mit schweren, dunkelgrauen Wolken. Es würde regnen.

»Überprüfen Sie noch einmal Ihre Lampe und das Sprechgerät«, sagte Saghitter.

»Das habe ich bereits getan«, sagte Damona. »Dreimal!«

Saghitter zuckte die Achseln. »Dann tun Sie's ein viertes Mal«, meinte er gleichmütig. »Wenn Sie dort unten merken, daß Ihre Ausrüstung nicht in Ordnung ist, kann das verdammt unangenehm werden.«

Damona seufzte ergeben und kontrollierte gewissenhaft noch einmal ihre Ausrüstung. Nach ihrem Geschmack übertrieb es Saghitter ein wenig mit seiner Gewissenhaftigkeit, aber sie hatte auch keine Lust, sich mit ihm zu streiten. Vielleicht war er auch nur nervös und versuchte auf seine Weise, die an den Nerven zerrende Wartezeit zu überbrücken.

Es vergingen noch einmal mehr als zehn Minuten, bis die Scheinwerfer von Mikes Wagen endlich am Ende der schmalen Straße auftauchten. Damona seufzte erleichtert, warf Saghitter einen aufmunternden Blick zu und versuchte Mike entgegenzugehen, ließ es aber sofort wieder bleiben, als ihr einfiel, wie lächerlich sie mit den Schwimmflossen und der Sauerstoffapparatur aussehen mußte.

Der Wagen kam noch näher und hielt wenige Meter vor der Kaimauer an.

Damona nah demonstrativ auf die Uhr, als Mike und Ben ausstiegen und sich ihr und dem Taucher näherten.

»Pünktlichkeit war ja noch nie deine Stärke«, sagte sie vorwurfsvoll.

Mike grinste. »Normalerweise«, erklärte er nach einem langen, aufmerksamen Blick auf ihren Taucheranzug, »springst du mir an die Kehle, wenn ich dich dabei störe, neue Sachen anzuprobieren. Gut siehst du aus. Die Schuhe gefallen mir nicht, aber sonst…«

»Es war meine Schuld, Damona«, sagte Ben hastig, bevor Damona zu der beabsichtigten scharfen Antwort ansetzen konnte. »Mike hat sich beeilt, aber es ging nicht schneller.«

»Schwierigkeiten?«

Ben zuckte unglücklich die Achseln. »Nicht direkt«, antwortete er ausweichend. »Aber ich fürchte, ihr werdet euch beeilen müssen. Ich kann das Gebiet nicht mehr länger absperren lassen. Ich habe zwar einen gewissen Einfluß, aber letztlich bin ich auch nur ein kleiner

Beamter. Die Straßensperren werden morgen früh abgezogen.«
Er verzog das Gesicht. »Aus Kostengründen, wie es so schön heißt.«
»Die Wirtschaftskrise macht eben auch vor Scotland Yard nicht halt«, feixte Mike.
Ben schien die Bemerkung alles andere als lustig zu finden.
»Manchmal ist es zum Verrücktwerden«, murrte er. »Da versucht man sein Bestes, und dann rechnet einem irgendein Superschlauer vor, wieviel das alles kostet. Vielleicht werden sie uns demnächst wieder auf Pferden rauschicken, um Geld zu sparen.«
»Wenn du irgendwann einmal einen neuen Job suchst…«, begann Mike, brach aber sofort wieder ab, als Damona ihn warnend ansah.
Sie hatte Murray schon mehrmals angeboten, in die Dienste des King-Konzerns zu treten, aber er hatte stets abgelehnt. Ben war nun einmal mit Leib und Seele Polizist, und wahrscheinlich würde er in einem anderen Beruf – ganz gleich, was man ihm bot – niemals glücklich werden.
»Habt ihr irgend etwas von Theraikis gehört?« fragte Damona.
Bens Gesicht verdüsterte sich. »Nein«, sagte er halblaut. »Keine Spur. Ich glaube auch nicht, daß wir ihn noch finden werden.«
»Es sind erst drei Tage«, wandte Mike ein.
»Drei Tage zuviel, Mike. Theraikis ist… war ein sehr gewissenhafter Mann. Wäre er noch am Leben, hätte er sich gemeldet. Ich bin sicher, daß Herleth ihn gegen eines seiner Monster ausgetauscht und beseitigt hat. So, wie er es mit uns vorhatte.« Er stockte, starrte für die Dauer von zwei, drei Herzschlägen an Damona vorbei auf die unbewegte Wasseroberfläche des Hafenbeckens und gab sich dann einen sichtlichen Ruck. »Ihr seid soweit fertig?«
Damona spürte, wie schwer es ihm fiel, seine wirklichen Gefühle zu verbergen. Er hatte Theraikis gemocht, auch wenn er es nicht zugab. Sie nickte, drehte sich halb um und gab Saghitter ein Zeichen.
Der Froschmann stülpte seine Gesichtsmaske über den Kopf und sprang ohne ein weiteres Wort ins Wasser hinunter.
»Bist du sicher, daß du wirklich tauchen willst?« fragte Mike leise.
Seine Stimme klang besorgt.
»Ich will ganz bestimmt nicht«, erwiderte Damona betont. »Aber ich muß. Nach dem, was Ben gerade erzählt hat, um so mehr. Wir müssen den Stein heute noch finden. Für einen zweiten Tauchgang wird uns kaum Zeit bleiben.« Sie bückte sich, hob die Taucherbrille vom Boden und wollte sie aufsetzen, aber Mike hielt sie mit einem raschen Griff zurück. »Laß mich hinuntergehen«, sagte er.
Damona schüttelte seine Hand ab und trat einen halben Schritt zurück. »Wieso seid ihr eigentlich alle plötzlich so besorgt um mich?« sagte sie verärgert. »Es ist doch nicht das erste Mal, daß ich tauche.«
»Ich weiß. Aber ich… ich habe kein gutes Gefühl.«

Damona lächelte, aber es wirkte etwas gezwungen. »Du weißt, daß ich selbst hinunter muß. Es wäre völlig sinnlos, wenn du oder irgendein anderer nach dem Hexenherz suchen würde. Alle Taucher der Welt würden einen so kleinen Gegenstand in dieser Brühe nicht finden. Also drück mir die Daumen und warte auf mich.«

Mike trat kopfschüttelnd zurück. Natürlich wußte er, daß Damona recht hatte. Er hätte seine Einwilligung zu diesem riskanten Unternehmen niemals gegeben, wenn irgendeine andere Möglichkeit bestanden hätte, das Hexenherz zu finden. Aber es gab keine. Einzig Damonas übersinnliche Fähigkeiten waren – vielleicht – in der Lage, den verlorenen Talisman zu finden.

Damona setzte die Maske auf, nahm das Mundstück zwischen die Lippen und drehte an den Ventilen der Sauerstofflasche. Die Luft schmeckte schal und irgendwie bitter, nach Metall. Sie fuhr noch einmal mit dem Finger unter den Rand der schwarzen Gummimaske entlang, um sich davon zu überzeugen, daß sie fest saß und kein Wasser eindringen konnte, wandte sich dann um und ging mit unbeholfenen Schritten zum Kai. Das Wasser lag einen guten Meter unter ihr. Schmutz und ölige Schieren trieben auf seiner Oberfläche, und für einen Moment glaubte sie selbst hier oben zu spüren, wie kalt es war.

Der winzige Kopfhörer in ihrem rechten Ohr erwachte knisternd zum Leben. »Sind Sie soweit, Miß King?«

Saghitter. Damona hob unwillkürlich den Blick und suchte das Wasser dicht vor der Kaimauer nach dem Taucher ab. Saghitters Kopf trieb wie ein Korken wenige Meter neben ihr auf der Wasseroberfläche. Daneben schwappte ein Stück einer grauen, undefinierbaren Masse.

»Ich bin fertig«, gab sie zurück.

»Dann kommen Sie.« In Saghitters Stimme schien ein milder Unterton von Tadel mitzuschwingen. »Es wird nicht wärmer, wenn Sie noch länger warten.«

Damona nickte, schloß die Augen und ließ sich kopfüber ins Wasser fallen.

Die Kälte traf sie wie ein Hammerschlag. Sie keuchte, schnappte verzweifelt nach Luft und hätte um ein Haar das Mundstück verloren. Für eine Sekunde wußte sie nicht mehr, wo oben und unten oder rechts und links war. Sie schlug wild um sich, strampelte mit den Beinen und kam keuchend wieder an die Wasseroberfläche.

»Sehr eindrucksvoll«, drang Saghitters Stimme aus ihrem Kopfhörer. »Aber nicht sonderlich klug.«

»Ich… weiß«, sagte Damona verlegen. »Es tut mir leid.«

»Das sollte es auch«, antwortete der Taucher ernsthaft. »Sie dürfen nie ins Wasser springen, ohne sich zu überzeugen, was unter Ihnen ist.

Sie hätten genausogut auf ein Hindernis treffen können. Geht es wieder?«

Damona nickte. »Ja. Es war nur… sehr kalt.«

Saghitter lachte leise. »Es wird noch kalter werden, wenn wir tiefer unten sind. Aber man gewöhnt sich daran. Schalten Sie Ihre Lampe ein und kommen Sie zu mir.«

Damona tastete unter Wasser nach dem wuchtigen Scheinwerfer, der mit einer dünnen Kette an ihrem Gürtel befestigt war, schaltete ihn ein und bewegte sich mit gleichmäßigen Schwimmstößen auf Saghitter zu. Die Kälte war immer noch grausam, und sie hatte das Gefühl, langsam zu Eis zu erstarren, aber sie bekam jetzt wenigstens wieder Luft, und die Bewegung half, ihre Glieder geschmeidiger werden zu lassen.

»Wir müssen jetzt genau über dem Wrack sein, wenn Ihre Angaben stimmen«, sagte Saghitter. »Sie bleiben immer dicht bei mir. Und denken Sie daran – Sie brauchen mir nicht zu beweisen, wie gut Sie tauchen können. Das einzige, was ich verlange, ist, daß Sie gesund und lebendig wieder nach oben kommen. – Sonst kriege ich am Ende noch mein Honorar nicht«, fügte er scherzhaft hinzu. »Und jetzt – abwärts.«

Sie tauchten. Das Licht verschwand beinahe schlagartig, und selbst die Strahlen ihrer Scheinwerfer verloren sich bereits nach wenigen Metern in trübgrauem Dunst. Saghitter schwamm weniger als einen Meter neben ihr, aber wäre nicht die Lampe an seinem Gürtel gewesen, hätte sie ihn selbst auf diese Distanz nicht mehr sehen.

»Dort unten ist es!« Saghitter deutete mit einer aufgeregten Handbewegung auf einen langgestreckten dunklen Schatten, der sich in der grauen Unendlichkeit unter ihnen abzuzeichnen begann. Saghitters Stimme klang hier unten anders. Der Wasserdruck verzerrte sie und ließ sie zu einem hellen Quäken werden. »Es liegt auf der Seite«, fuhr er fort, als sie nähergekommen waren und mehr Einzelheiten erkennen konnten. »Muß einen ziemlichen Bums gegeben haben, als es gekentert ist. Sie wissen, wo die Stelle ist, in dem Sie Ihr… Schmuckstück verloren haben?«

Damona fiel das unmerkliche Zögern in seiner Stimme auf, aber sie ging nicht weiter darauf ein. »Ungefähr. Ziemlich weit vorne, jedenfalls. Einer der Zwischenböden war eingebrochen. Es muß direkt darunter liegen.«

»Hoffen wir, daß die Strömung nicht zuviel Durcheinander angerichtet hat«, murmelte Saghitter. Er schwamm schneller, löste den Scheinwerfer von seinem Gürtel und ließ den Strahl langsam über die Eisenplatte des Schiffsrumpfes gleiten. Damona spürte beim Anblick des Wracks ein seltsames, beunruhigendes Gefühl in sich aufsteigen. Es war erst drei Tage her, daß sie, Mike und Ben auf diesem Schiff um

ihr Leben gekämpft hatten, aber das Wrack sah aus, als läge es schon ein Jahrhundert oder länger hier unten. Eine offenstehende Luke geriet in den Lichtkegel des Scheinwerfers; ein dunkles, bodenloses Loch voller Schwärze und gespenstischer Schatten. Damona schauderte.

»Wo… wo wollen Sie in das Schiff eindringen?« fragte sie stockend.

Saghitter überlegte einen Augenblick. »Sehen wir, ob eine der Frachtluken offensteht«, sagte er dann. »Ich habe keine sonderliche Lust, durch die Kabinen zu schwimmen. Da treibt zuviel Zeug herum. Darauf müssen Sie übrigens achten – es gibt unglaublich viel losen Kram in solchen Wracks – Kabel, Tauenden, Trümmer… Geraten Sie nicht in Panik, wenn Sie sich verhaken.«

Das Wrack glitt langsam an ihnen vorüber. Von Zeit zu Zeit trieben formlose Klumpen einer grauen Masse durch den Lichtkegel ihrer Scheinwerfer. Tang oder verfaulte Abfälle, die hier angespült worden waren, und einmal hätte Damona beinahe vor Schrecken aufgeschrien, als die Strömung etwas an ihr vorübertrug, das wie eine menschliche Hand aussah. Aber dann erkannte sie, daß es nur ein Stoffetzen war.

Aber der Vorfall diente ihr als Warnung. Sie würde sich auf Schlimmeres gefaßt machen müssen, wenn sie erst im Inneren des Wracks waren.

***

»Du mußt verrückt geworden sein«, sagte Sillson sanft. »Vollkommen und komplett verrückt, wie? Aussteigen? Jetzt?« Er sog an seiner Zigarette, schnippte die Asche mit einer wütenden Bewegung aus dem spaltbreit geöffneten Fenster und starrte sekundenlang schweigend in die Dunkelheit jenseits der Windschutzscheibe. Der winzige Glutpunkt seiner Zigarette spiegelte sich in dem schmutzigen Glas und ließ sein Gesicht in regelmäßigen Abständen mattrot aufleuchten.

»Du… du mußt mich verstehen«, sagte Derek nervös. »Ich …«

»Ha!« machte Sillson. »Verstehen! Seit drei Tagen zerbreche ich mir den Kopf, setze Himmel und Hölle in Bewegung, und du meinst, ich müsse dich verstehen!«

Derek Jones begann plötzlich zu schwitzen. Er rutschte unruhig auf dem Beifahrersitz des Ford Continental hin und her, rang nervös mit den Händen und versuchte vergeblich, Sillsons bohrendem Blick standzuhalten. »Pete«, murmelte er. »Ich…«

»Sag mal«, unterbrach ihn Sillson ruhig, »willst du mich verarschen, oder was?« Diesmal klang seine Stimme drohend.

Derek schluckte.

»Weißt du eigentlich, wieviel Geld ich bereits in dieses Unternehmen investiert habe?« fuhr Sillson fort. »Ich lasse mir doch so eine Chance nicht entgehen. Ein Geschenk wie dieses bekommt man einmal im

Leben, Kleiner, und ich denke nicht daran, es auszuschlagen. Außerdem habe ich gewisse… Versprechungen gemacht. Ich kann gar nicht mehr zurück. Und du auch nicht.«

»Das ist es ja gerade«, sagte Derek schwach. »Die Sache ist mir einfach zu groß, Pete.«

»Zu groß!« Sillson lachte hart auf. »Willst du vielleicht den Rest deines Lebens damit verbringen, Zigarettenautomaten zu knacken und reichen Touristen vom Kontinent die Weißwandreifen von den Autos zu montieren?«

»Ich will jedenfalls nicht für den Rest meines Lebens ins Gefängnis!« brauste Derek auf. »Verdammt nochmal, Pete, was wir bis jetzt gemacht haben, das waren doch nur Dummejungenstreiche. Aber das da, das ist…«

»Du sagst es«, knurrte Sillson. »Es wird allmählich Zeit, daß du erwachsen wirst, Kleiner. Eine halbe Stunde Arbeit, und wir haben für die nächsten sechs Monate ausgesorgt, vielleicht länger. Dieser Smith zahlt verdammt gut. Aber er kann auch verdammt böse werden, wenn man ihn sitzen läßt«, fügte er hinzu.

»Ich will nicht, Pete!« beharrte Derek. Aber seiner Stimme fehlte die nötige Entschlossenheit, um die Worte glaubhaft klingen zu lassen. »Von mir aus mach es allein. Ich… ich ersetze dir deine Unkosten, und wir vergessen das Ganze. Es ist Wahnsinn.«

»Du ersetzt mir meine Unkosten«, wiederholte Sillson höhnisch.

»Ich schicke Smith dann zu dir, wenn er auftaucht, wie?«

Derek wand sich wie ein getretener Wurm. »Pete, überleg doch mal«, sagte er flehend. »Das da unten sind Soldaten! Die fackeln nicht lange. Und außerdem ist es… Verrat. Landesverrat.«

Sillson ächzte verblüfft. Sein Unterkiefer sank herunter, und für Sekunden starrte er seinen Partner an, als zweifle er ernsthaft an dessen Geisteszustand. »Landesverrat!« echote er fassungslos. »Jetzt komm mir nicht auf die Tour. Das kaufe ich dir nicht ab, Kleiner. Du hast Schiß, das ist alles. Und die Russen kennen die Phantom sowieso, darauf kannst du dich verlassen.«

»Warum zahlt dann dieser Smith so gut für ein paar Trümmerstücke?«

Sillson zuckte die Achseln. »Was weiß ich. Routine, vermutlich. Und jetzt Ende der Diskussion. Wir müssen allmählich anfangen.«

»Aber…«

»Nichts aber. Mach dir von mir aus hinterher in die Hosen, aber jetzt hältst du das Maul und tust das, was wir verabredet haben«, sagte Sillson hart. Er drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus, langte nach hinten und nahm die abgeschabte Reisetasche vom Rücksitz. Es klirrte leise, als er sie hochstemmte und aus dem Wagen wuchtete.

Derek griff zögernd nach seiner Jacke. »Ich habe kein gutes Gefühl«,

sagte er. Aber er öffnete trotzdem den Wagenschlag des altersschwachen Continental, stieg aus und zog umständlich seine Jacke über. Sein Blick wanderte zwischen den dicht beieinanderstehenden Bäumen, hinter denen sie den Wagen versteckt hatten, hindurch und versuchte die Dunkelheit jenseits des Hanges zu durchdringen.

Er wußte, was dort unten lag, auch ohne es sehen zu können.

Während der letzten drei Tage waren sie mindestens ein Dutzend Mal hiergewesen, das erste Mal kaum eine Stunde nach dem Absturz, aber auch später, als die Polizei und kurz darauf das Militär aufgetaucht war und die Stelle, an der das ausgebrannte Wrack lag, abgeriegelt hatte.

Der Flugzeugabsturz hatte nicht nur in ihrer Heimatgemeinde Simsville für Aufregung gesorgt. Der Phantom-Jäger, der hier vom Himmel gefallen war, hatte zu der ersten Einheit dieser geflügelten Kampfcomputer gehört, die überhaupt in Großbritannien stationiert worden war. Und es war – zumindest, wenn man der Presse und dem Rundfunk glauben konnte – überhaupt die erste Maschine dieses Typs, die abgestürzt war.

Eigentlich schien es nicht verwunderlich, daß das Militär sofort auf dem Plan erschien und den Mantel der Geheimhaltung über der ganzen Sache auszubreiten versuchte. Was Derek dagegen nicht verstand war, wieso man das Wrack nicht längst weggeschafft hatte, sondern sich damit begnügte, die Gegend in einem Umkreis von fünf Meilen zum militärischen Sperrgebiet zu erklären und einen zwei Meter hohen Maschendrahtzaun um das Wrack zu ziehen.

Aber die ganze Sache war sowieso höchst geheimnisvoll. Unter der Bevölkerung von Simsville kursierten die seltsamsten Gerüchte, angefangen von der Behauptung, daß die Maschine von einem russischen Spion hatte entführt werden sollen, bis hin zu der Behauptung, sie wäre von einem UFO abgeschossen worden. Wenn auch nur die Hälfte davon stimmte, war es sicher nicht ratsam, sich auch nur in die Nähe des Wracks zu wagen.

Aber Derek wußte auch, daß er nicht zurück konnte. Er wußte mittlerweile selbst nicht mehr, welcher Teufel ihn geritten hatte, auf Sillsons wahnsinnigen Vorschlag einzugehen. Zu Anfang hatte er das Ganze gar nicht ernst genommen – und als er begriffen hatte, daß Sillson wirklich plante, sich zum Wrack vorzuarbeiten und ein paar Trümmerstücke zu bergen, die er für viel Geld verkaufen zu können hoffte, war es zu spät gewesen, noch einen Rückzieher zu machen.

»Los jetzt«, sagte Sillson neben ihm.

Derek zog den Reißverschluß seines dunkelbraunen Parka hoch, streifte die Handschuhe über und schlich geduckt hinter dem anderen her. Der weiche Waldboden dämpfte das Geräusch ihrer Schritte, und

die dunkle Kleidung ließ sie fast unsichtbar werden. Das Schlimme war, dachte Derek, daß Sillson durchaus Glück haben konnte. Die Absturzstelle war zwar von einem lückenlosen Zaun umgeben und ständig bewacht, aber die Posten waren alles andere als aufmerksam. Sie hatten sie während der letzten zwei Tage fast ununterbrochen beobachtet – meistens zogen sie sich kurz nach Mitternacht in die provisorisch errichtete Baracke neben der Straße zurück, um sich mit einer Tasse Kaffee aufzuwärmen und ein Schwätzchen zu halten. Und sie würden nicht lange brauchen. Der Zaun würde Sillsons Drahtschere keine Sekunde lang widerstehen, und nach allem, was er wußte, hatte Smith – oder wie immer Sillsons geheimnisvoller Kontaktmann, dessen Adresse er weiß Gott woher hatte, hieß – ihm ziemlich genau beschrieben, wonach er suchen sollte. Von der Maschine war nicht allzuviel übrig geblieben. Aber für einen Fachmann mochte selbst ein halb zusammengeschmolzener Metallklumpen noch wertvolle Informationen bergen.

Derek versuchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß sie letztendlich nicht mehr als ein bißchen Schrott stahlen. Aber es nutzte nichts.

Sie schlichen bis zum Waldrand und blieben im Schutz der letzten Bäume stehen. Sillson legte den Zeigefinger auf die Lippen, schenkte ihm einen letzten, warnenden Blick und nahm den Feldstecher aus der Tasche. Er setzte das Glas an, fummelte einen Moment an der Schärfeeinstellung und starrte länger als eine Minute reglos zu dem eingezäunten Areal jenseits der schmalen Straße hinunter.

»In Ordnung«, flüsterte er, als er den Feldstecher wieder abgesetzt und verstaut hatte. »Alles ruhig. Unsere tapferen Jungs sitzen in der Baracke und lassen es sich gut gehen.« Er grinste, nahm die Tasche auf und machte eine auffordernde Kopfbewegung. »Los jetzt.«

Derek nickte mühsam und lief los.

Das Stück bis zur Straße schien kein Ende zu nehmen. Es waren allerhöchstens fünfzig Meter, aber Derek hatte den Eindruck, meilenweit laufen zu müssen. Das Werkzeug in Sillsons Tasche schien so laut zu klirren, daß man das Geräusch noch bis Simsville hinauf hören mußte, und Derek rechnete jeden Augenblick damit, daß die Tür der Baracke aufgehen und ein bewaffneter Soldat heraustreten und

»Halt! Stehenbleiben!« schreien würde.

Aber sie erreichten die Straße unbehelligt, und wenige Augenblicke später lag der Zaun vor ihnen. Sillson kniete nieder, riß hastig seine Tasche auf und förderte einen fast meterlangen Bolzenschneider zutage.

»Paß auf!« zischte er.

Derek nickte, wandte sich halb um und starrte aus brennenden

Augen zu der niedrigen, natogrün gestrichenen Baracke hinüber.
Hinter den schmalen Fenstern brannte Licht, und von Zeit zu Zeit glaubte er dunkle Schatten davor wahrzunehmen. Sein Herz hämmerte rasend schnell und schmerzhaft. Hinter ihm knirschte es leise, als Sillsons Drahtschere die Maschen des Zaunes wie dünnes Papier zerschnitt. Die Zeit schien stillzustehen. In Dereks Magen breitete sich ein flaues Gefühl aus.
»Fertig!« flüsterte Sillson. »Los jetzt!«
Derek drehte sich widerstrebend um, ließ sich auf die Knie sinken und kroch hinter dem anderen durch die Lücke im Zaun. Irgendwie hatte er plötzlich das Gefühl, nicht nur diesen Zaun, sondern noch eine zweite, unsichtbare Grenze zu überschreiten. Was sie bisher gemacht hatten, war harmlos gewesen! Dummejungenstreiche, wie er es ausgedrückt hatte, aber dies hier war etwas anderes. Wenn sie jetzt erwischt wurden, wanderten sie für die nächsten zehn Jahre ins Zuchthaus – wenn die Posten sie nicht gleich erschossen.
Sillson berührte ihn am Arm und deutete wortlos auf den flachen, schlammigen Krater vor ihnen. Der Jäger war wie eine Bombe eingeschlagen und hatte das Feld in weitem Umkreis aufgewühlt. Der Boden wirkte verbrannt, und unter ihren Schritten knirschten Trümmer. Sie gingen vorsichtig weiter und blieben wenige Meter vor dem verkohlten Rumpf des Phantom-Jägers stehen. Das Wrack hatte kaum noch Ähnlichkeit mit einem Flugzeug. Die dreieckigen Flügel waren abgerissen und wie Papier zerfetzt worden, und wo das Triebwerk gesessen hatte, war nichts mehr als ein schwarzverkohltes Loch mit rußigen, zersplitterten Rändern. Derek schauderte. Für einen kurzen Moment glaubte er zu begreifen, was Krieg war.
Er löste sich mühsam von dem schauerlichen Anblick und kletterte hinter Sillson in die verbrannte Pilotenkanzel. Für einen Augenblick war er überrascht, wie klein sie war – der Pilot mußte darin eingezwängt sein wie in die sprichwörtliche Sardinendose. Aber schließlich wurden diese Maschinen nicht der Bequemlichkeit halber konstruiert.
Die Kanzel war vollkommen ausgebrannt. Das Instrumentenbord war zertrümmert und halb geschmolzen, und aus den aufgerissenen Eingeweiden der Maschine quoll ein Durcheinander von Drähten und Kabeln und elektronischen Bauteilen.
»Das ist doch alles nur noch Schrott!« sagte er. »Laß uns hier verschwinden, Pete!«
Sillson schüttelte ärgerlich den Kopf und knipste seine Taschenlampe an. Der dünne, gelbe Strahl tastete zitternd über den Boden der Pilotenkanzel. »Halt das Maul«, sagte er leise. »Ich weiß schon, wonach ich suche. Paß lieber auf, daß uns keiner sieht. Ich bin gleich fertig!« Er griff in seine Tasche, nahm einen Schraubenzieher und

einen kleinen, roten Seitenschneider heraus und begann mit geschickten Bewegungen am Armaturenbrett zu arbeiten. Er schien sehr genau zu wissen, wonach er suchte.

Dereks Beunruhigung wuchs. Es gelang ihm nur noch mit Mühe, die brodelnde Panik in seinem Inneren zu beherrschen. Sie waren erst seit wenigen Sekunden in dem abgesperrten Gebiet, aber es kam ihm vor, als wären bereits Stunden verstrichen. Die Wachen mußten jeden Augenblick zurückkommen.

Sillson fluchte leise, riß wütend an dem Teil herum, das er auszubauen versuchte, und richtete sich keuchend auf. Auf seiner Stirn glänzte Schweiß. »Das Scheißding sitzt fest«, sagte er.

»Dann laß es doch. Wir…«

Sillson machte ein abfälliges Geräusch. »Du tickst wohl nicht richtig, wie? Für das Ding kriegen wir dreihundert Pfund. Glaubst du, ich nehme das ganze Risiko auf mich und gehe dann wieder mit leeren Händen? Gib mir den Hammer!«

Derek fuhr zusammen. »Den…«

Sillson stieß ihn grob beiseite, griff in die Tasche und riß das verlangte Werkzeug heraus.

»Nicht!« keuchte Derek. »Das hören sie!«

»Das einzige, was sie hören, ist dein Gewimmer!« schnappte Sillson wütend. Er schwang den Hammer und ließ ihn mit voller Wucht auf das Instrumentenbord heruntersausen. Es gab ein helles, klingendes Geräusch, das wie ein Kanonenschuß in Dereks Ohren gellte. Er fuhr herum und starrte mit klopfendem Herzen zur Wachbaracke hinüber, während Sillson hinter ihm weiter auf das Instrumentenbord einschlug.

»Hör auf!« flehte er. Seine Stimme zitterte vor Angst. Sie müssen es hören! dachte er verzweifelt. Sie müssen!

Aber in der Wachbaracke blieb alles ruhig.

»Fertig!« sagte Sillson hinter ihm. »Das hätten wir.« Er verstaute den Hammer zusammen mit dem Instrument in seiner Tasche, richtete sich mit einem zufriedenen Schnauben auf und sah sich suchend in der verwüsteten Pilotenkanzel um. »Das da könnte interessant sein«, murmelte er. Er bückte sich, schaltete seine Taschenlampe erneut ein und richtete den Strahl auf ein halb aus seiner Halterung gerissenes Instrument mit zersplitterter Glasabdeckung.

»Um Gottes willen, Pete, beeil dich!« flehte Derek.

Sillson sah auf. Ein hämisches Grinsen huschte über seine Züge.

»Hast du die Hosen voll?«

Derek schluckte mühsam. »Ja«, sagte er dann. »Wir sind schon viel zu lange hier. Du hast doch, wonach wir gesucht haben. Laß uns endlich verschwinden. Die Posten können jeden Augenblick zurückkommen. Sie sind schließlich nicht blind.«

Sillson schüttelte den Kopf, brach das Instrument mit einem entschlossenen Ruck vollends aus seiner Halterung und stand seufzend auf. »Ich weiß wirklich nicht, warum ich mich mit dir abgegeben habe«, sagte er. »Wenn du Angst hast, dann mußt du… He! Was ist das?« Er bückte sich, wühlte einen Moment in der Schicht aus Asche, zerschmolzenem Plexiglas und Trümmern vor dem Pilotensitz und förderte schließlich einen flachen Metallkoffer zutage. Die dünne Kunstlederschicht, die das Blech einmal umgeben hatte, war zu schwarzen Striemen zerschmolzen und weggebrannt, der Koffer selbst schien unbeschädigt.

»Den nehmen wir mit«, bestimmte Sillson. »Da ist sicher etwas Wertvolles drin. Geheimakten oder so was. Mister Smith legt uns vielleicht noch was drauf, wenn wir mehr bringen, als er verlangt hat.« Er wollte Derek den Koffer in die Hand drücken, aber der hob abwehrend die Hände und wich einen halben Schritt zurück.

»Das Ding ist viel zu schwer«, sagte er. »Wir haben mehr, als wir brauchen. Laß uns jetzt abhauen. Vielleicht sind in dem Koffer nur Landkarten oder die Butterbrote des Piloten.«

»Solche Koffer werden nur für wichtige Dinge verwendet«, behauptete Sillson. »Ich hab schon mal so ein Ding gesehen. Sie sind sicher wie ein Safe. Und feuerfest. Nun nimm ihn schon. Und dann machen wir, daß wir wegkommen.« Derek griff zögernd nach dem Metallkoffer und half Sillson anschließend, aus dem Wrack zu steigen. Sie rafften eilig ihre Werkzeuge zusammen, warfen einen letzten, sichernden Blick zur Wachbaracke hinüber und schlichen dann so lautlos davon, wie sie gekommen waren. Keiner von ihnen ahnte, daß sie Schlimmeres bei sich trugen als den Tod.

***

Der Mann setzte den Feldstecher ab, blinzelte einen Moment aus zusammengekniffenen Augen in die Dunkelheit hinaus und verbarg das Glas dann sorgfältig unter seiner Jacke. Es war ein schweres, übergroßes Instrument mit Restlichtverstärker und einer Hochleistungsoptik, wie sie normalerweise nur in der Weltraumfahrt eingesetzt wurde; ein Gerät, das sonst nur vom Militär und gewissen Einheiten des Geheimdienstes verwendet wurde und das ein Normalbürger gar nicht besitzen dürfte. Aber der Mann besaß eine ganze Reihe von Dingen, für die sich Polizei und Geheimdienst brennend interessiert hätten.

Er drehte sich um, ging – ohne sonderliche Hast – zum Waldrand hinüber und verschwand nahezu lautlos im Unterholz. Wenige Augenblicke später öffnete er die Beifahrertür eines schwarzen Ford, der mit abgeblendeten Scheinwerfern auf dem schmalen Waldweg stand.

»Nun, Thompkins?« fragte der Mann hinter dem Lenkrad. Er war schlank, dunkelhaarig und von leicht südländischem Aussehen. Sillson kannte ihn unter dem Namen Smith, aber dieser Name war ebenso falsch wie der Name Mark Bolanden den er in den Vereinigten Staaten benutzte, Ferdinand Krull für Deutschland oder Henri Lamiere in Frankreich. In Wirklichkeit hieß er Boris Dergianowitsch und stammte aus einem kleinen Bauerndorf im Kaukasus. Und er war trotz seiner kaum fünfunddreißig Jahre bereits einer der besten KGB-Agenten, die im Westen arbeiteten.

Thompkins ließ sich mit einem erleichterten Seufzer in die Polster sinken und angelte nach dem Sicherheitsgurt.

»Sie haben es«, murmelte er. »Ich konnte zwar nicht erkennen, was sie mitgenommen haben, aber sie haben irgend etwas ausgebaut und in ihrer Tasche verstaut. Außerdem scheinen sie noch eine Art Koffer gefunden zu haben. Keine Ahnung, was drin ist.«

Smith grinste. »Und du hast gemeint, es wäre zu riskant.«

»Das meine ich immer noch«, sagte Thompkins, während Smith sich vorbeugte und den Zündschlüssel herumdrehte. Die Maschine des Ford erwachte mit einem hörbaren Geräusch zum Leben. »Es ist immer gefährlich, Amateure zu engagieren. Ich bin dagegen.«

Smith zuckte gleichmütig die Achseln, schaltete die Lichter ein und fuhr los. »Manchmal muß man neue Wege gehen, mein Lieber«, sagte er spöttisch. »Ich habe diesem Sillson das Gerät, das wir brauchen, gut genug beschrieben. Billiger«, grinste er, »kommen wir bestimmt nicht mehr dran.«

Thompkins' Miene verdüsterte sich. »Glaubst du? Der englische Geheimdienst mag zwar blöd sein, aber nicht so blöd. Es dauert keine zwei Tage, und sie haben die beiden Jungs.«

Smith schwieg einen Moment. Der Wagen wurde schneller, bog nach einer Weile auf die Hauptstraße ein und raste los, als er den Gashebel bis zum Boden durchtrat.

»Wahrscheinlich«, murmelte er schließlich. »Aber wir werden die Geräte noch heute übernehmen. Und danach«, fügte er ruhig hinzu, »werden die beiden keine Gelegenheit mehr haben, zu reden…«

***

Es wurde noch dunkler, als sie in das Wrack eindrangen. Die graue Dämmerung, die draußen geherrscht hatte, blieb hinter ihnen zurück und wich absoluter Dunkelheit. Damonas Herz begann unwillkürlich schneller zu schlagen, und obwohl sie sich dagegen wehrte, fühlte sie eine panische Angst in sich emporsteigen. Sie hatten das Wrack umrundet und waren schließlich zu der offenstehenden Luke zurückgekehrt, die sie schon anfangs entdeckt hatten. Saghitter hatte gezögert, hineinzuschwimmen. Er hätte es vorgezogen, durch eine

größere Öffnung in das Wrack einzudringen, aber die Frachtluken waren allesamt verschlossen gewesen, und hinter dem fast fünf Meter durchmessenden, gezackten Riß, den die Explosion in den Rumpf geschlagen hatte, lag ein undurchdringliches Labyrinth aus zerfetzten und ineinander verkeilten Trümmerstücken, aufgerissenen Rohren, Kabeln und Leitungen, tödlichen Fallen, in denen sie sich hoffnungslos gefangen hätten.

»Wo sind wir hier?« fragte Damona.

Saghitter zögerte einen Moment. Der Strahl seiner Lampe huschte über die Wand, blieb einen Moment an einer Türöffnung hängen und tastete sich dann über den Fußboden, der nun, da das Schiff auf der Seite lag, die rechte Wand bildete, weiter.

»Mittschiffs«, murmelte er undeutlich. »Jedenfalls ungefähr. Wir müssen weiter zum Bug, nicht?«

Damona nickte, obwohl Saghitter die Bewegung kaum würde sehen können. »Ich fürchte«, sagte sie.

Saghitter lachte leise. »Angst? Ich habe sie gewarnt. So ein versunkenes Schiff ist nicht jedermanns Sache. Wir können noch zurück.«

»Nein«, erwiderte Damona. »Vielleicht ist es ein bißchen unheimlich, aber ich habe schon Schlimmeres erlebt.« Sie schwamm schneller, um Saghitter, der mittlerweile ein gutes Stück vorausgeschwommen war, einzuholen. Der Taucher wandte kurz den Blick und nickte ihr aufmunternd zu. Sein Gesicht war hinter der spiegelnden Scheibe der Tauchermaske nicht zu erkennen.

Erneut mußte Damona die Eleganz bewundern, mit der Saghitter sich bewegte. An Land wirkte er klein und unscheinbar und ein wenig ungeschickt, aber unter Wasser schien er sich vollkommen verwandelt zu haben. Saghitter schwamm mit der Leichtigkeit eines Fisches, und jede Geste, jede noch so winzige Bewegung, schien ihr ungemein elegant und leicht, als wäre dies, und nicht das trockene Land, sein Element. Sie begann allmählich zu verstehen, warum man ihr diesen Mann empfohlen hatte.

»Dort vorne ist eine Treppe.« Saghitter deutet nach vorne. Damona hatte für einen Moment Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden.

Das Schiff lag auf der Seite, und alles war um neunzig Grad gekippt und sah seltsam fremd und bizarr aus. Das gelbe Licht von Saghitters Scheinwerfer tastete über das dünne Eisengitter einer Treppe, die tiefer ins Innere des Schiffes hinabführte. Ein feiner Nebel grauer, wie tanzende Staubkörnchen auf und ab hüpfender Flocken trieb durch den Scheinwerferstrahl, so daß sich das Dunkel jenseits der Treppe in beständiger ungewisser Bewegung zu befinden schien.

»Ich möchte wissen, was das für ein Zeug ist«, drang Saghitters Stimme aus ihrem Ohrhörer.

»Was?« fragte Damona.
»Dieses graue Dreckszeug. Es treibt überall herum. Fiel mir schon draußen auf, aber es scheint aus dem Schiff zu kommen. Weiß der Teufel, was sie geladen hatten.« Er streckte die Hand aus und versuchte nach den Flocken zu greifen, aber sie schienen sich unter seinen Fingern sofort aufzulösen.
Auch Damona hatte die grauen, schmierigen Klumpen bereits auf dem Weg zum Wrack hinunter bemerkt. Aber sie hatte geglaubt, es hier mit normalem Schmutz, wie er im Hafenbecken Londons überall zu finden war, zu tun zu haben und sie nicht weiter beachtet.
»Kein Wunder, daß unsere Flüsse langsam vor die Hunde gehen«, fuhr Saghitter fort. »Sie transportieren den größten Dreck auf ihren Schiffen, und kein Mensch kümmert sich drum, wenn Ladung verlorengeht oder kurzerhand über Bord geschmissen wird. Ich habe hier unten schon Sachen gefunden…« Er seufzte, brach ab und griff mit der Rechten nach dem Treppengeländer, um sich langsam daran entlangzuhangeln.
Damona folgte ihm in geringem Abstand. Das bange, beklemmende Gefühl in ihrem Inneren schien sich zu verstärken, je weiter sie in das Wrack vordrangen. Das Wasser schien hier kälter zu sein als draußen. Damona versuchte vergeblich, in der wogenden Dunkelheit jenseits der Scheinwerferstrahlen etwas zu erkennen. Vor ihnen war nichts als Schwärze, aber eine Schwärze, die auf sonderbare Art von Leben, von Bewegung und lautlosen, tanzenden Schatten erfüllt schien.
Damona schüttelte unwillig den Kopf und versuchte, die bedrückenden Gedanken zu verscheuchen, aber es half nichts. Im Gegenteil.
Sie schwammen den Treppenschacht hinab, durchquerten einen kurzen, mit losgerissenen Trümmerstücken übersäten Flur und tauchten unter einer halb aus den Angeln gerissenen Tür hindurch.
Das Licht ihrer Scheinwerfer verlor sich plötzlich vor ihnen in der Dunkelheit.
»Der Hauptgang«, erklärte Saghitter. »Er führt vom Heck bis zum Bug durch das Schiff hindurch. Wir müssen nach links.« Er zögerte einen Moment, berührte sie an der Hand und richtete den Scheinwerfer für einen kurzen Moment auf ihr Gesicht. Damona blinzelte.
»Am besten schwimmen Sie jetzt voraus«, sagte Saghitter. »Der Gang ist hoch genug. Keine Gefahr, sich irgendwo zu verfangen. Aber seien Sie trotzdem vorsichtig. Ich bleibe immer dicht hinter Ihnen.«
Damona hob die rechte Hand und hielt den Daumen nach oben, das internationale O.K.-Zeichen der Taucher. Saghitter nickte. Er deutete noch einmal in Richtung Bug, trat einen Moment auf der Stelle und wartete, bis Damona an ihm vorbeigeschwommen war.
Sie waren nicht mehr sehr weit von der Stelle entfernt, an der

Herleth gestorben und abgestürzt war, aber Damona hatte bisher nicht einmal eine Spur von Herleths Monsterpuppen gesehen. Dabei hatte das Schiff geradezu von ihnen gewimmelt. Der Puppenmeister hatte den Großteil seiner Monsterarmee hier zusammengezogen, nachdem sein Hauptquartier in der Stadt aufgeflogen war.

Aber das Schiff war leer. Alles, was Damona sah, war schwarzes Wasser, durchsetzt mit Wolken dieser grauen, flockigen Masse. Damona ließ den Strahl ihres Scheinwerfers langsam über Decke, Boden und Wände des Ganges gleiten, während sie weiter in Richtung Bug schwamm. Der graue Schleim schien überall zu sein. Er sickerte unter Türritzen hervor, quoll aus offenstehenden Luken und Bullaugen und trieb in großen, wirbelnden Wolken aus der Tiefe des Schiffes heran. Und es schien mehr zu werden, je näher sie dem Bug kamen. Damona streckte die Hand aus und versuchte nach der Masse zu greifen, obwohl sich alles in ihr dagegen sträubte. Sie fühlte sich weich an; weich und schleimig wie schmutzige Watte, die sich im Wasser bereits halb aufgelöst hatte.

»Ich möchte wirklich wissen, was das für ein Dreckszeug ist«, sagte Saghitter noch einmal. »Sie haben keine Ahnung, wie?«

»Nein«, antwortete Damona. »Ebensowenig wie Sie.« Ihre Stimme klang ein wenig unsicher, aber wenn Saghitter das unmerkliche Zögern bemerkte, so überging er es schweigend. Damona hatte ihn nicht nur wegen seiner Qualitäten als Taucher ausgewählt, sondern auch – vielleicht hauptsächlich – weil er in dem Ruf stand, schweigen zu können und keine überflüssigen Fragen zu stellen. Sie hatte einen Verdacht, worum es sich bei dem grauen Schleim handeln konnte, aber der Gedanke war zu phantastisch, um ihn laut auszusprechen. Noch.

Sie schwammen weiter. Der Gang kam Damona ungewöhnlich lang vor, aber das mochte an ihrer Nervosität liegen. Als sie das letzte Mal hiergewesen war, hatte sie um ihr Leben rennen müssen und nicht viel Zeit gehabt, auf ihre Umgebung zu achten.

»Da vorne ist es«, sagte sie nach einer Weile. Saghitter katapultierte sich mit einem spielerischen Schlag seiner Schwimmflossen neben sie und richtete den Strahl seiner Unterwasserlampe ebenfalls auf den zerstörten Treppenaufgang. Das Metall war verbogen und ausglüht, und das gezackte Loch darunter wirkte wie der Schlund eines erloschenen Vulkankraters. Damona schauderte. Für einen winzigen Augenblick stieg noch einmal das Bild Herleths vor ihrem innen Auge auf, wie er versucht hatte, die Treppe zu erreichen und von der tödlichen Dampfexplosion zurückgeschleudert wurde. Es war kein schöner Tod gewesen. Herleth war ihr Feind gewesen, ein Mann, der sie gnadenlos getötet hätte, wenn er die Gelegenheit dazu gefunden hätte, und trotzdem verspürte Damona bei dem Gedanken an sein

Ende weder Triumph noch Befriedigung. Trotz allem war er ein Mensch gewesen, der vielleicht nicht einmal für seine Taten verantwortlich war.

Es wäre nicht das erste Mal, daß die schwarze Familie sich der Hilfe Unschuldiger versicherte, um ihre Pläne zu verwirklichen.

»Was haben Sie?« fragte Saghitter.

Damona zuckte zusammen. Sie merkte erst jetzt, daß sie am Rand des gezackten Loches stehengeblieben war und wie hypnotisiert in die Tiefe starrte.

»Angst?«

Sie nickte wortlos. Sie hatte Angst, wenn auch aus anderen Gründen, als Saghitter wahrscheinlich vermutete. Irgendeine Gefahr lauerte dort unten auf sie, das spürte sie deutlich. Dieses Wrack war nicht tot, wie es schien.

»Wen Sie wollen, tauche ich allein hinunter«, sagte Saghitter. »Sie können hier auf mich warten.«

Damona schüttelte den Kopf. »Es… geht schon«, sagte sie stockend. »Es ist ja nicht mehr weit. Der Gegenstand, den ich suche, muß dort unten liegen.«

»Hier drunter?« Diesmal war der Zweifel in Saghitters Stimme nicht mehr zu überhören. »Unter diesem Deck liegt der Maschinenraum. So, wie es hier aussieht, dürfte da unten ein ziemliches Durcheinander herrschen.«

Statt einer Antwort richtete Damona den Strahl ihrer Lampe in die Tiefe und schwamm mit gezwungen ruhigen Bewegungen los. Eine Wolke grauer Flocken schwebte ihnen entgegen. Die trüben Lichtfinger ihrer Scheinwerfer tasteten über zerborstene Leitungen und aufgeplatzte Tanks und verloren sich irgendwo unter ihnen in grauschwarzer Dämmerung. Ein Klumpen der schleimigen, grauen Masse streifte ihre Gesichtsmaske und verfing sich in den Schläuchen der Sauerstoffanlage. Damona fuhr angeekelt zurück und rieb hastig über das Glas der Taucherbrille. Der graue Schleim zuckte und bebte, als wäre er von einer inneren Spannung erfüllt. Für einen winzigen, schrecklichen Moment glaubte Damona beinahe, so etwas wie kleine, gierig ausgestreckte Fangarme und Tentakel zu erkennen, als versuche die schleimige Masse mit aller Kraft, sich an ihr festzuklammern. Aber vermutlich war das Einbildung, ein Trugbild, das ihr ihre überreizten Nerven vorgaukelten.

Es mußte so sein.

»Wohin jetzt?« drängte sich Saghitters Stimme in ihre Gedanken.

»Der Maschinenraum ist verdammt groß, wissen Sie? Hat nicht viel Sinn, auf gut Glück rumzusuchen.«

»Es muß… irgendwo hier unten sein«, antwortete Damona stockend. »Herleth ist durch dieses Loch gestürzt, als der Boden einbrach.«

Saghitter seufzte. »Und jetzt glauben Sie, er liegt direkt unter uns, wie?«

»Ich hoffe es.«

»Haben Sie eine Ahnung, mit welcher Wucht das Wasser in ein sinkendes Schiff strömt?« fragte Saghitter trocken.

Damona verzichtete vorsichtshalber auf eine Antwort. Der Taucher hatte recht. Normalerweise wäre es ein vollkommen sinnloses Unterfangen gewesen, einen Gegenstand, der kaum größer als eine Kinderfaust war, in einem solchen Chaos finden zu wollen. Aber sie war nicht auf normale Möglichkeiten angewiesen.

»Warten Sie hier«, sagte sie leise. »Ich glaube, ich weiß, wo ich suchen muß.« Sie befreite sich endgültig von dem Schleimklumpen, ließ sich tiefer sinken und richtete den Scheinwerferstrahl auf den Boden.

Es war ein bizarrer Anblick. Damona hatte große Zerstörungen erwartet, aber das Bild, das sich ihr bot, überstieg selbst ihre schlimmsten Vorstellungen. Der Maschinenraum war so gründlich zerstört, wie es nur ging. Der explodierende Dampfkessel mußte eine wahre Kettenreaktion weiterer Detonationen ausgelöst haben – die Maschinen waren regelrecht zerfetzt worden, Leitungen und Rohre zu unentwirrbaren Knäueln verstrickt und zentimeterstarke Eisenplatten wie dünnes Papier zerfetzt und zusammengestaucht.

Eine dünne, an Nebel erinnernde Schicht lag über dem Boden, ein feiner, grauer Überzug des gleichen flockigen Schleims, der überall im Schiff anzutreffen war.

Damona ließ den Strahl ihrer Lampe ein paarmal hin und her wandern, schwamm ein Stück nach rechts und suchte nach einer Stelle, an der sie wenigstens einigermaßen sicher aufsetzen konnte, ohne sich an einem Trümmerstück die Luftschläuche abzuschneiden oder den Anzug aufzureißen. Sie ließ sich langsam in die Tiefe sinken, drang bis zu den Waden in grauem Schleim ein und berührte schließlich den Boden.

»Alles in Ordnung da unten?« fragte Saghitter besorgt.

»Ja«, antwortete Damona. »Aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie einen Moment schweigen würden. Ich… muß mich konzentrieren.«

»Gerne. Aber…«

Damona schaltete kurzerhand das Funkgerät ab. Sie brauchte Ruhe, wenn sie überhaupt eine Chance haben wollte, den Stein wiederzufinden. Sie schloß die Augen, tastete mit den Händen nach sicherem Halt und versuchte, sich zu konzentrieren. Im ersten Moment spürte sie nichts, dann…

Ein Tasten… Eine Berührung wie von einer sanften, körperlosen Hand, leicht und doch unendlich kraftvoll zugleich …

Damona zuckte zusammen, als hätte sie einen elektrischen Schlag

erhalten. Plötzlich wußte sie, daß das dumpfe, beunruhigende Gefühl, daß sie die ganze Zeit über verspürt hatte, nicht nur an der unheimlichen Umgebung und der Kälte und ihren Erinnerungen gelegen hatte.

Dieses Schiff war nicht tot. Herleth und seine Puppenkreaturen mochten gestorben sein, aber irgend etwas war zurückgeblieben, etwas Körperloses, Böses, das sich hier eingenistet hatte und wie ein geduldiges Raubtier auf ein Opfer lauerte, das ihm in die Falle ging.

Sie schauderte. Plötzlich war die Angst wieder da, stärker und intensiver wie zuvor, und für einen winzigen Moment mußte sie mit aller Kraft gegen den Wunsch ankämpfen, einfach aufzuspringen und davonzuschwimmen, so schnell sie konnte.

Sie wartete einen Moment und versuchte es dann noch einmal.

Ihre mentalen Kräfte waren lange nicht mehr so stark wie früher, aber sie mußten einfach reichen, das Hexenherz zu finden. Sie mußten! Damona wagte nicht einmal, sich vorzustellen, was geschehen würde, wenn sich die magischen Kräfte des Hexenherzens mit dem Erbe, das Herleth hinterlassen hatte, verband.

Diesmal war die Berührung anders. Nicht mehr sanft und tastend, sondern fordernd, eine unsichtbare mentale Flutwelle, die gegen ihren Geist brandete und ihn fortzuschwemmen drohte. Irgend etwas Böses, Tödliches umgab sie.

Damona stöhnte leise. Für einen Moment glaubte sie, dem Ansturm der fremden Macht nicht standhalten zu können, dann, so plötzlich, wie er eingesetzt hatte, brach der geistige Ansturm wieder ab. Damona zögerte einen Moment, ehe sie ihre Suche fortsetzte. Sie besaß längst keine echten telepathischen Fähigkeiten mehr, aber sie hatte das Hexenherz lange genug getragen, um seine Anwesenheit zu spüren.

Jemand berührte sie an der Schulter. Saghitter. Er gestikulierte heftig, schüttelte immer wieder den Kopf und deutete mit der Hand auf seinen Ohrhörer. Damona winkte ärgerlich ab und gab ihm mit Zeichen zu verstehen, weiter im Hintergrund auf sie zu warten. Saghitter gestikulierte einen Moment lang heftig, gab dann mit einem Achselzucken auf und schwamm mit wütenden Bewegungen davon.

Erneut konzentrierte sie sich. Ihr Blick tastete über den mit Trümmern und Unrat übersäten Boden, aber sie konzentrierte sich nicht auf optische Eindrücke, sondern auf das, was ihr ihre Hexensinne mitteilten. Der Stein war hier, das spürte sie, ganz in ihrer Nähe. Sie machte einen vorsichtigen Schritt, blieb stehen und bewegte sich dann zwei, drei Meter nach rechts. Ihre Bewegungen wirbelten Wolken aus grauem Schleim auf, und wieder hatte sie den Eindruck, als ob die Masse wie ein großes, auf bizarre Weise von Leben erfülltes Wesen auf ihre Anwesenheit reagierte, Arme und dünne, biegsame

Fäden ausbildete, Tentakel, die nach ihren Beinen griffen und langsam an ihrem Körper emporzukriechen begannen…

Es kostete sie ungeheure Anstrengung, die schreckliche Vision zu vertreiben und sich wieder auf das Hexenherz zu konzentrieren. Sie war dem Stein jetzt ganz nahe. Vorsichtig ließ sie sich auf die Knie sinken, streckte die Arme aus und tastete behutsam über den Boden.

Wieder sprudelte eine Wolke der grauen Masse auf, trieb gegen ihren Oberkörper und legte sich wie ein dünner, klebriger Film auf das Glas ihrer Gesichtsmaske. Sie schloß die Augen, kämpfte die aufkommende Übelkeit nieder und suchte weiter. Ihre Finger glitten über etwas Kleines, Hartes und Rundes… der Stein!

Damona atmete erleichtert auf. Ihre Hand schloß sich um das Hexenherz, zog es vorsichtig aus dem Gewirr von Trümmerstücken und ineinander verstrickten Kabeln und Drähten hervor und schwenkte es ein paarmal im Wasser, um den klebrigen grauen Überzug zu entfernen. Sie blieb noch einen Moment reglos hocken, streifte die dünne Kette, an dem der Talisman befestigt war, dann über den Kopf und stand auf. Sie hob die Hand, schaltete das Funkgerät wieder ein und drückte die Sprechtaste.

»Es tut mir leid, daß ich so grob war, Mister Saghitter«, sagte sie.

»Aber ich habe jetzt gefunden, wonach ich gesucht habe. Wir können auftauchen.«

Aber sie bekam keine Antwort. Aus dem winzigen Ohrhörer klang nur das montone Rauschen der Trägerwelle. Damona wartete Sekunden, drückte dann noch einmal auf die Taste und rief wieder nach Saghitter.

Aber auch diesmal rührte sich nichts. Saghitter hatte entweder sein Sprechgerät abgeschaltet – oder er konnte nicht mehr antworten…

Damona hob besorgt den Scheinwerfer in die Höhe und ließ den Strahl durch den Raum streifen. Überall war Schleim, grauer, flockiger Schleim, der vom Wasser sanft hin und her bewegt wurde, sich zu bizarren Figuren und Bildern formte und wieder auseinandertrieb. Aber von dem Taucher war keine Spur zu entdecken…

Damona griff noch einmal nach dem Gerät und wechselte die Frequenz. »Mike? Hier Damona, melde dich!«

Keine Antwort. Das Rauschen und Knistern in ihren Ohren wurde ein wenig lauter, und für die Dauer eines Herzschlages glaubte sie undeutliche Stimmen zu vernehmen, ohne die Worte verstehen zu können. Sie rief noch einmal, wartete vergeblich auf eine Antwort und gab schließlich schweren Herzens auf. Vermutlich war der winzige Sender zu schwach, um das Metall des Schiffsrumpfes durchdringen zu können.

Sie drehte sich einmal um ihre Achse, richtete den Strahl des Scheinwerfers nach oben und suchte nach dem Ausgang. Das Wasser

war trübe, und ihre Bewegungen hatten soviel von dem schleimigen grauen Zeug aufgewirbelt, daß sich der Strahl schon nach wenigen Zentimetern in einer brodelnden Wolke verlor. Sie rief noch einmal nach Saghitter und stieß sich dann vom Boden ab. Der Raum kam ihr plötzlich höher vor als noch vor wenigen Sekunden, und es schien Stunden zu dauern, bis die gewölbte Decke endlich in dem tobenden grauen Sturm über ihrem Kopf auftauchte. Sie streckte die Arme aus, griff nach einem vorstehenden Metallstück und hangelte sich, gleichmäßig mit den Schwimmflossen schlagend, in die Richtung, in der sie den Ausgang vermutete.

Etwas Großes, Formloses tauchte aus der wirbelnden Wand vor ihr auf.

Damona stieß einen unterdrückten Schrei aus, als sie erkannte, was sie vor sich hatte – Saghitter!

Der Taucher trieb reglos auf sie zu. Seine Arme und Beine pendelten lose, und sein Kopf war in einem seltsam falsch anmutenden Winkel zur Seite geneigt. Damona streckte widerstrebend die Hand aus, ergriff Saghitters Arm und zog ihn zu sich heran. Der Körper begann sich zu drehen, prallte gegen die Decke und drohte erneut abzutreiben. Aus den Rückenventilen seiner Sauerstofflaschen stieg ein Strom winziger, gleichmäßiger Luftperlen. Wenigstens atmete er noch.

Sie schlug ein paarmal mit den Flossen, um sich in der Schwebe zu halten, packte Saghitter an beiden Schultern und drehte ihn um.

Damonas Herz schien einen schmerzhaften Schlag zu überspringen und dann schneller und wütender weiterzuhämmern, als ihr Blick auf Saghitters Tauchermaske fiel.

Hinter dem spiegelnden Glas war kein Gesicht mehr, sondern nur noch grauer, brodelnder Schleim…

***

»Die beiden bleiben verdammt lange da unten, findest du nicht?« fragte Mike. Seine Stimme klang besorgt, und sein Blick wanderte immer wieder auf die bleigraue Wasserfläche des Hafenbeckens hinab, als könne er erkennen, was sich darunter abspiegelte.

»Achtzehn Minuten«, antwortete Ben nach einem kurzen Blick auf die Armbanduhr.

Mike sah verwundert auf. »Bist du sicher?«

Murray nickte. »Ich habe auf die Uhr gesehen, als sie abgestiegen sind.«

»Es kam mir länger vor«, murmelte Mike.

»Mir auch«, sagte Ben nach kurzem Zögern. »Aber wir werden uns noch gedulden müssen. Sie haben Sauerstoff für anderthalb Stunden mitgenommen. Wahrscheinlich ist es sehr schwierig, sich in dem Wrack zu bewegen.«

»Und gefährlich«, nickte Mike.

»Sicher. Aber Saghitter versteht sein Geschäft. Er ist der beste Taucher, den es im Umkreis von fünfhundert Meilen gibt. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

Mike seufzte, sah noch einmal auf die Wasserfläche hinunter und ging dann kopfschüttelnd zum Wagen zurück. »Wahnsinn«, murmelte er. »Das ganze Unternehmen ist der reine Wahnsinn. Ich hätte niemals meine Zustimmung geben dürfen.«

»Sie wäre trotzdem hinabgestiegen«, sagte Ben ernst. »Aber vielleicht allein. Und dann hättest du einen Grund gehabt, dir Sorgen zu machen.«

Mike öffnete die Wagentür, beugte sich ächzend über den Sitz und angelte seine Zigarettenpackung aus dem Handschuhfach. »Den habe ich jetzt schon«, sagte er, während er sein Feuerzeug aufschnappen ließ und einen tiefen Zug nahm. »Auch eine?«

Murray blickte einen Herzschlag lang auf die angebotene Zigarettenpackung und schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Ich bin schon so nervös genug.«

Mike verstaute sein Feuerzeug umständlich in der Jackentasche, runzelte die Stirn und sah Murray fast vorwurfsvoll an. »Ich denke, wir brauchen uns keine Sorgen zu machen«, sagte er mißtrauisch.

»Ein Spaziergang ist es nun auch nicht gerade«, räumte Ben kleinlaut ein. »Aber ich bin auch nicht so sehr wegen Damona nervös. Sie ist bei Saghitter in guten Händen, keine Sorgen. Was mir Kopfzerbrechen bereitet, ist Theraikis. Er ist buchstäblich vom Erdboden verschwunden.«

Mike schwieg einen Moment, sog an seiner Zigarette und blickte nachdenklich in den Himmel. Der Horizont hinter den tiefhängenden, schmutziggrauen Wolken begann sich bereits dunkel zu färben.

Die Dämmerung würde bald hereinbrechen, und es war jetzt bereits empfindlich kalt geworden. »Es sind erst drei Tage«, sagte er, ohne Ben anzusehen. »Und London ist groß.«

Murray schnaubte. »Hast du eine Ahnung, was die Polizei und Scotland Yard können, wenn sie wirklich wollen?« fragte er.

Mike nahm die Zigarette aus dem Mund und grinste. »Darf ich das so auffassen, daß ihr normalerweise nicht ordentlich arbeiten wollt?«

»Quatsch«, fauchte Ben. Sein Sinn für Humor schien in letzter Zeit deutlich gelitten zu haben. »Aber Theraikis ist nicht irgendwer, Mike. Bei Personen seines… Kalibers spielen Kosten und Aufwand so gut wie keine Rolle. Ich kann dir versichern, daß wir die einschlägigen Londoner Kreise praktisch auf den Kopf gestellt haben. Er ist einfach verschwunden. Weg.«

»Vielleicht ist er tot«, vermutete Mike.

»Kaum. Fast alle Opfer Herleths wurden gefunden. Ich glaube nicht,

daß er sich die Mühe gemacht hat, ausgerechnet Theraikis an einen anderen Ort zu bringen. Und er kann die Stadt auch nicht verlassen haben, wenn du das vermutest.«

»Was ist an diesem Mann eigentlich so wichtig?« fragte Mike.

»So wichtig?« ächzte Ben. »Das ist nicht dein Ernst?«

»Warum nicht?« fragte Mike ungerührt.

»Weil…« Ben brach ab, suchte einen Moment krampfhaft nach Worten und setzte dann neu und mit erzwungen ruhiger Stimme an. »Theraikis war nicht irgendwer, Mike. Zum einen war er kein englischer Staatsbürger, sondern nur Gastprofessor, wenn auch schon seit geraumer Weile. Zum anderen war er in seiner Heimat eine Persönlichkeit von allerhöchstem Rang. Wenn er so einfach verschwindet, dann gibt es einen Wirbel, den du dir nicht einmal in deinen kühnsten Träumen vorstellen kannst.«

»Und drittens?« fragte Mike.

»Drittens? Wie… wie kommst du darauf, daß es noch mehr Gründe gibt? Reichen dir die beiden ersten nicht?«

»Doch«, erklärte Mike ruhig. »Aber ich kenne dich ein bißchen zu lange und zu gut, als daß du mir noch etwas vormachen könntest. Theraikis könnte der Kaiser von China sein, und du würdest nicht so einen Aufwand treiben, wenn du nicht noch einen gewichtigen persönlichen Grund hättest, mit ihm reden zu wollen. Also – was ist es?«

Ben druckste einen Moment herum und hob dann mit einem fatalistischen Seufzer die Achseln. »Grund ist vielleicht schon zuviel gesagt«, murmelte er. »Es ist eher ein Gefühl. Ich… ich glaube, daß er mehr über Herleth weiß, als er uns gesagt hat. Ich kann es nicht begründen, aber …«

»Aber irgendwie glaubst du nicht, daß mit Herleths Tod alles vorbei ist, nicht?« fragte Mike ruhig.

»Wie kommst du darauf?«

Mike machte eine wegwerfende Handbewegung, zog an seiner Zigarette und verzog das Gesicht. »Hör mit dem Theater auf, Ben. Mir geht es genauso. Die Nummer, die Herleth abgezogen hat, war ein bißchen zu groß für ihn. Ich habe während der letzten Tage gründlich darüber nachgedacht, weißt du. Es gibt da ein paar Sachen, die ergeben einfach keinen Sinn. Dieser Überfall auf den Militärstützpunkt in Arlington zum Beispiel – was sollte das? Er hätte sich an fünf Fingern abzählen können, daß er damit nicht durchkommt. Und dann die Sache mit dem Phantom-Jäger, von der du mir erzählt hast…«

»Was ich eigentlich gar nicht gedurft hätte«, murmelte Ben.

Mike lächelte flüchtig und redete unbeeindruckt weiter. »Ich werde das Gefühl nicht los, daß Herleth letztendlich auch nicht viel mehr als eine Marionette war. Ich bin fast sicher, daß hinter ihm ein anderer

stand. Vielleicht Theraikis.«
»Zumindest hat er gewußt, wer es war«, bestätigte Ben. »Ich bin zu dem gleichen Schluß gekommen. Und deswegen möchte ich Theraikis auch ganz gerne wiedersehen. Daß er zufällig eine so wichtige Persönlichkeit ist, erleichtert mir die Sache. Ich kann wirklich alle Hebel in Bewegung setzen, um ihn zu finden.« Er starrte einen Moment lang nachdenklich auf seine Schuhspitzen, schüttelte mit einem resignierenden Seufzer den Kopf und zog die Zigarettenpackung aus Mikes Brusttasche, um sich nun doch zu bedienen.
»Hoffentlich findet Damona den Stein«, murmelte er. »Der Gedanke, daß der, der für alles hier verantwortlich ist, den Talisman in die Hände bekommt, reicht, um mir fünf zusätzliche Magengeschwüre zu bescheren.« Er versuchte zu lächeln, aber es wirkte so verkrampft und unecht, daß es eher abstoßend aussah.
»Ich…« Er brach ab, starrte eine Sekunde aus zusammengekniffenen Augen zur Hafeneinfahrt hinüber und nahm die Zigarette aus dem Mund.
»Was hast du?« fragte Mike.
Statt einer Antwort nahm Ben ihn am Arm, zog ihn aus dem Wagen und deutete stumm den Fluß hinunter. Direkt vor der Zufahrt zu dem stillgelegten Hafenbecken hatte eine schlanke, schneeweiße Motoryacht haltgemacht; ein eleganter Kabinenkreuzer, wie man sie in diesem Teil des Hafens so gut wie nie zu Gesicht bekam.
»Sieh dir das an!« keuchte Ben erschrocken.
»Was?« machte Mike. »Ich kann nichts Außergewöhnliches erkennen. Außer dem Boot selbst.«
»Das Wasser!« keuchte Ben. Seine Stimme schwankte zwischen Schrecken und ungläubigem Staunen.
Mike sah genauer hin und erkannte jetzt ebenfalls, was Ben gemeint hatte. Die graue Wasserfläche war überall still und so glatt, als wäre sie mit Öl übergossen. Nur direkt hinter dem Boot zischte und brodelte der Fluß, als würde er kochen. Große, träge Blasen stiegen an die Oberfläche, platzten lautlos auseinander und erzeugten einen feinen, grauen Dunstschleier, der trotz des böigen Windes fast unbeweglich über dem Boot und dem Fluß hängenblieb.
»Was ist das?« flüsterte Mike erschrocken.
»Ich weiß es nicht«, knurrte Ben. »Ich weiß nur, daß es mir nicht gefällt. Ganz und gar nicht…« Er ließ Mikes Arm los, ging zum Wagen zurück und nahm den Hörer des Funkgerätes von der Gabel.
»Was hast du vor?« fragte Mike.
»Ich werde überprüfen lassen, wem das Boot gehört. Kannst du den Namen erkennen?«
»Nicht genau«, sagte Mike. »Aber ich…«
Seine Stimme stockte. Der graue Nebel über dem Boot begann sich

schlagartig zu verändern. Die Wolke ballte sich zusammen, bildete einen wirbelnden, rasenden Trichter, dann eine Form, die Mike auf bedrückende Weise an eine drohend geballte Faust erinnerte, schließlich eine langgezogene, grinsende Teufelsfratze.

»Mein Gott – was ist das?« keuchte Ben fassungslos.

Auf dem Boot öffnete sich eine Tür. Eine schlanke, über die große Entfernung nur schattenhaft erkennbare Gestalt trat an Deck, blieb einen Moment reglos stehen und drehte sich dann langsam zu ihnen um. Obwohl die Yacht mehr als zweihundert Meter von der Kaimauer entfernt lag, hatte Mike plötzlich das unangenehme Gefühl, beobachtet und angestarrt zu werden.

Der Mann blieb einen Augenblick lang reglos stehen. Dann hob er die Arme und machte eine rasche, befehlende Geste.

Und die Wolke über seinem Kopf reagierte darauf…

Mike beobachtete entsetzt, wie das riesige brodelnde Gebilde erneut auseinandertrieb, sich zusammenballte und dann wieder zerfaserte, um sich zu einem Dutzend kleinerer, bizarrer Gebilde zu formen.

Er bemerkte die Gefahr, in der er und Ben schwebten, beinahe zu spät. Die Wolke schoß plötzlich in die Höhe, jagte in steilem Winkel über das Hafenbecken und senkte sich dann wie ein Schwarm herabstoßender Raubvögel auf ihn und Ben hinunter. Ein dumpfes, vibrierendes Summen wie von einem gigantischen Bienenschwarm lag plötzlich in der Luft.

Mike warf sich im letzten Augenblick zur Seite. Eines der nebelhaften Gebilde verfehlte ihn um Zentimeter, streifte das Dach des Polizeiwagens und torkelte davon. Der Lack des Wagens begann sich dort, wo ihn die Wolke berührt hatte, zu verändern. Er wurde braun und spröde und riß auf, als wäre er verbrannt oder verätzt worden. Der ganze Vorgang dauerte nicht einmal eine halbe Sekunde.

»Vorsicht!« schrie Mike. »Die Dinger sind gefährlich!« Er bemerkte eine Bewegung aus den Augenwinkeln, warf sich in einem reinen Reflex herum und kam mit einem verzweifelten Satz wieder auf die Füße. Ein ganzer Schwarm der halbtransparenten, wolkenartigen Geistergebilde schoß auf ihn herab und verfehlte ihn um Millimeter.

Mike taumelte erschrocken zur Seite, wich einem weiteren heranjagenden Nebelfinger aus und sah sich verzweifelt um. Ben hatte das einzig Richtige getan und die Wagentür hinter sich ins Schloß gezogen. Vier, fünf Todeswolken klebten wie halbdurchsichtige Quallen auf den Scheiben des Wagens. Aber sie schienen nicht in der Lage zu sein, das massive Glas zu durchdringen. Ben hantierte mit fliegenden Fingern am Zündschlüssel. Der Motor spuckte, sprang an und ging sofort wieder aus.

Mike begann im Zickzack auf die Lagerschuppen am Rande des Hafengeländes zuzulaufen. Zwischen den Gebäuden hatte er vielleicht

eine winzige Chance, die Teufelsdinger abzuschütteln. Hier draußen war es nur noch eine Frage von Augenblicken, bis ihn eine der tödlichen Wolken berührte.

Hinter ihm erwachte der Motor von Bens Wagen endlich zum Leben. Er warf einen gehetzten Blick über die Schulter zurück, sprang nach rechts, um einer heranschießenden Wolke auszuweichen und duckte sich im letzten Augenblick, als drei der kleinen, flinken Gebilde aus drei verschiedenen Richtungen herangejagt kamen und sich gleichzeitig auf ihn stürzten.

Die Reifen des Polizeiwagens quietschten, als Ben rücksichtslos aufs Gas trat und den Wagen an ihm vorbeischießen ließ. Ein ganzer Schwarm der schwerelosen grauen Gebilde folgte dem Wagen wie eine Schule kleiner gieriger Raubfische. Ben bremste, riß den Wagen mit einem gewagten Manöver herum und kam mit einer Vollbremsung zum Stehen. »Nicht!« schrie Mike entsetzt, als er sah, was Ben vorhatte. Aber es war zu spät. Murray warf sich entschlossen über die Vordersitze, entriegelte die Tür und stieß sie mit aller Kraft auf.

Mike hatte noch nicht einmal eine Chance, den Wagen zu erreichen. Drei, vier der Teufelswolken schossen an ihm vorbei, schlüpften durch die weit offenstehende Tür und fielen über Ben her. Murray schrie gellend auf, warf die Arme hoch und schlug in blinder Panik um sich.

Aber davon bemerkte Mike kaum noch etwas. Ein, sengender Schmerz schoß durch seinen Körper, als eine der Geisterwolken seine Hand berührte. Er taumelte, brach in die Knie und hob in einer blinden Abwehrbewegung die Arme, als weitere Todeswolken heranschossen. Dann spürte er plötzlich nur noch Schmerzen, ein Gefühl, als würde er schweben, Hitze, Übelkeit… und dann nichts mehr.

***

Sillson schob die Tür hinter sich ins Schloß, setzte den Koffer ab und ging mit schnellen Schritten in den Raum hinein. »Warte«, murmelte er. »Ich mache Licht.« Er hantierte einen Moment im Dunkeln herum, dann ertönte ein leises Klicken, und unter der Decke glühte eine trübe, batteriegespeiste Lampe auf.

Derek sah sich neugierig in der winzigen Kammer um. Der Raum war bis zum Bersten mit alten Möbeln, Kisten, Kartons und unzähligen Stapeln alter Zeitschriften angefüllt. Von der Tür aus führte ein schmaler Weg zu einem niedrigen, dreibeinigen Tisch, neben dem zwei wackelige Hocker und ein rostiger Elektroheizofen standen.

»Was ist das hier?« fragte er. »Eine private Müllkippe?«

Sillson grinste. »So was Ähnliches«, sagte er. »Mein alter Herr hat den Schuppen vor zehn Jahren gekauft und wollte so eine Art Jagdhütte daraus machen. Ist aber nie dazu gekommen. Seitdem benützt er ihn,

um allen möglichen Krempel unterzustellen. Aber als Versteck eignet er sich vorzüglich. Wir können das Zeug hier sicher aufbewahren, bis Smith mit den Kohlen rübergerückt ist.« Er ließ sich auf einen der Schemel sinken und deutete mit einer auffordernden Kopfbewegung auf den Koffer. »Bring das Ding her. Ich möchte zu gerne wissen, was drin ist.«

Derek nahm gehorsam den Koffer auf und trug ihn zum Tisch. Seine Hände zitterten immer noch. Er war jetzt fast nervöser als vorhin, als sie beim Wrack gewesen waren. Seine Hände zitterten, obwohl er sich alle Mühe gab, sie ruhig zu halten.

»Was ist?« fragte Sillson spöttisch. »Immer noch die Hosen voll?«

»Nein«, log Derek. »Aber ich habe kein gutes Gefühl. Die Army wird die gesamte Umgebung auf den Kopf stellen, wenn sie merken, daß sich jemand an dem Wrack zu schaffen gemacht hat.«

»Wenn sie es merken«, sagte Sillson ruhig. »Aber das werden sie nicht. In der Kiste war doch keine Schraube mehr ganz. Glaubst du wirklich, sie merken es, wenn die beiden winzigen Dinger weg sind? Bei der Menge Schrott, die da rumlag, kann doch niemand mehr erkennen, was nun zerstört ist und was nicht.«

»Aber sie merken, daß der Koffer weg ist«, beharrte Derek.

Sillson schwieg einen Moment. »Vielleicht«, murmelte er dann.

»Aber selbst wenn, nutzt es ihnen nichts. Morgen abend ist das Zeug schon irgendwo in London oder was weiß ich. Und uns wird niemand verdächtigen.«

»Bist du sicher?« fragte Derek.

Sillson machte eine ärgerliche Handbewegung. »Hör auf zu unken und gib mir lieber die Werkzeugtasche«, sagte er wütend. »Ich will das Ding aufmachen.«

Derek starrte erschrocken auf den flachen, eingebeulten Metallkoffer, der fast die gesamte Tischplatte vor Sillson bedeckte.

»Du willst… ihn öffnen?« keuchte er.

»Natürlich«, schnappte Sillson. »Ich will wissen, was drin ist. Vielleicht Geheimpläne oder irgend etwas in der Art. Wir können eine Menge mehr als die lächerlichen dreihundert Piepen aus Smith herausholen, wenn der Inhalt wertvoll genug ist. Gib mir Hammer und Meißel – und eine Zange.«

Derek rührte sich nicht. »Das gefällt mir nicht«, sagte er. »Du hast selbst gesagt, daß sie solche Koffer nur für wichtige Sachen benutzen. Es kann gefährlich sein.«

Sillson starrte ihn eine halbe Sekunde lang verblüfft an. »Aber sicher«, erklärte er sarkastisch. »Wahrscheinlich haben sie einen Atomsprengsatz eingebaut, der uns und den ganzen Ort in die Luft pustet, sobald wir uns am Schloß zu schaffen machen. Gibst du mir jetzt die Zange, oder soll ich sie mir selbst holen?«

Derek setzte sich widerwillig in Bewegung. »Ich habe kein gutes Gefühl bei der Sache«, sagte er, als er mit dem gewünschten Werkzeug zurückkam. »Laß uns das Ding vergessen. Die dreihundert sind mehr, als wir je bei einer Sache verdient haben.«

Sillson riß ihm mit einer wütenden Bewegung Hammer, Zange und Meißel aus der Hand und stand auf. »Wenn du Angst hast, dann kannst du ja aussteigen«, fauchte er. »Du brauchst nur zu gehen. Ich behalte das Geld gerne für mich allein. Bisher hast du sowieso kaum was getan.« Er setzte den Meißel an eines der beiden komplizierten Sicherheitsschlösser an, schwang den Hammer und ließ ihn wuchtig auf das Werkzeug niedersausen. Der Meißel glitt ab und riß einen fingerlangen Span aus der Tischplatte.

»Mist«, fluchte Sillson. »Das Ding ist stabiler, als ich dachte. Halt fest!«

Derek trat zögernd näher und hielt den Koffer fest. Sillson schlug drei-, viermal hintereinander mit dem Hammer zu, ohne dem Schloß mehr als einen winzigen Kratzer und eine kaum sichtbare Beule zufügen zu können. Sein Gesicht verfinsterte sich. »So geht das nicht«, murmelte er mehr zu sich selbst als zu Derek. »Das Ding ist stabiler, als ich dachte. Wir brauchen besseres Werkzeug. Gib mir die Brechstange!«

Derek wollte etwas sagen, aber Sillson brachte ihn mit einem eisigen Blick zum verstummen. Er bückte sich gehorsam nach der Werkzeugtasche, nahm die Brechstange hervor und reichte sie dem anderen.

»Okay«, murmelte Sillson. »Damit kriegen wir das Ding schon auf. Halt ihn noch mal fest – aber anständig, wenn ich bitten darf.«

»Pete«, begann Derek gequält, »ich…«

Er kam nicht dazu, den Satz zu Ende zu sprechen; Sillson fuhr plötzlich herum, packte ihn mit beiden Händen bei den Rockaufschlägen und riß ihn mit einer brutalen Bewegung zu sich heran. »Jetzt hör mir mal zu«, zischte er wütend. »Den ganzen Abend liegst du mir mit deinem Gejammer bereits in den Ohren! Es reicht allmählich. Entweder verschwindest du jetzt und läßt dich nie wieder sehen, oder du hältst endlich die Klappe und tust, was ich dir sage. Hast du das verstanden?«

Derek versuchte vergeblich, sich aus seinem Griff zu lösen. Sillson war viel stärker als er, das hatte er ihm schon oft bewiesen. Und er zweifelte auch nicht daran, daß Sillson ihn zur Not mit Gewalt dazu zwingen würden, ihm zu helfen.

»Laß mich los!« keuchte er. Sillson hielt ihn so fest gepackt, daß er kaum Luft bekam. »Ich… ich helfe dir ja.«

Sillson lachte, versetzte ihm einen Stoß vor die Brust, der ihn zurücktaumeln ließ, und bückte sich nach der Brechstange. »Sieh es

doch mal anders, Kleiner«, sagte er überraschend sanft. »Vielleicht ist der Inhalt des Koffers wertvoll genug, daß wir für die nächsten Jahre ausgesorgt haben. Hilf mir jetzt, ihn aufzumachen. Ich werde schon aufpassen. Schließlich«, fügte er mit einen nervösen Lachen hinzu, »möchte ich auch noch ein bißchen leben.«

Derek trat zögernd näher. Sein Hals schmerzte, und er glaubte Sillsons Fäuste noch immer an seiner Kehle zu spüren.

Plötzlich hatte er Angst vor dem anderen. Aber er wagte es nicht mehr, zu widersprechen. Er trat an den Tisch, beugte sich über den Koffer und hielt ihn mit aller Kraft, während Sillson versuchte, die Spitze des Brecheisens zwischen Deckel und Boden zu schieben.

Normalerweise hätte er einen Koffer wie diesen auch mit wesentlich besserem Werkzeug nicht aufbekommen. Aber die ungeheuren Temperaturen, die bei der Explosion der Phantom entstanden waren, hatten auch den Koffer in Mitleidenschaft gezogen. Es gelang ihm nach einigen Stoßen und Schieben, das Werkzeug anzusetzen.

Er grinste triumphierend, spannte die Muskeln und drückte mit aller Gewalt zu. Das Metall des Koffers knirschte hörbar. Sillson keuchte. Sein Gesicht färbte sich vor Anstrengung rot, und die Sehnen und Adern auf seinen Händen traten plötzlich sichtbar hervor.

Er stöhnte, ließ einen Moment locker und legte dann noch einmal alle Kraft in die Hebelbewegung.

Der Koffer sprang mit einem dumpfen, knackenden Laut auf. Sillson verlor das Gleichgewicht, stolperte zwei, drei Schritte zurück und prallte gegen die Tür. Das Brecheisen entglitt seinen Fingern und fiel mit hellem Klirren zu Boden.

»Siehst du«, keuchte er, »ich hab’ doch gleich gesagt, es ist ungefährlich. Das Schloß, das ich nicht aufkriege, muß erst noch konstruiert werden.« Er lachte nervös und massierte seine schmerzenden Handgelenke. »Was ist drin?« fragte er aufgeregt. »Mach den Deckel ganz auf. Ich will es sehen!«

Derek beugte sich widerwillig vor und klappte den Koffer auf.

Er war leer.

Auf dem Boden lag eine vielleicht zwei Zentimeter dicke, hellgraue Schicht aus feiner Asche, aber weiter enthielt der Koffer nichts.

»Aber das…«, stammelte Sillson. »Das ist doch …«

»Verbrannt«, murmelte Derek. »Was immer darin war, ist verbrannt. Nur die Asche ist übrig.«

Sillson trat zögernd näher. Auf seinem Gesicht stand die Enttäuschung deutlich geschrieben. Er streckte die Hand aus, fuhr zögernd durch die Asche auf dem Kofferboden und schüttelte immer wieder den Kopf, als könne er einfach nicht glauben, was er sah.

»Aber das ist doch unmöglich«, sagte er. »Die… die Koffer sind doch feuerfest!«

»Vielleicht ist er beim Aufprall beschädigt worden«, murmelte Derek. »Oder die Hitze war zu groß.« Er beugte sich vor, nahm ein wenig des grauen Staubes zwischen die Finger und zerrieb ihn. »Fühlt sich eigentlich nicht an wie Asche…«, murmelte er.

Sillson schien seine Worte gar nicht zu hören. Er starrte auf die Asche, biß sich auf die Unterlippe und schien intensiv nachzudenken. »Vielleicht«, murmelte, »können wir doch noch ein paar Pfund an der Sache verdienen.«

»Daran?« Derek deutete ungläubig auf den geöffneten Koffer.

Sillson nickte. »Sicher.« Plötzlich grinste er. »Wir machen ihn wieder zu und behaupten, nicht zu wissen, was drin ist. Smith wird genauso neugierig sein wie wir, da bin ich sicher. Er rückt garantiert noch ein paar Scheine raus.« Er klappte den Koffer zu, rückte den Deckel zurecht und schlug ein paarmal mit dem Hammer auf die Schlösser ein.

»Das müßte halten«, sagte er. »Sieht zwar noch reichlich ramponiert aus, aber das könnte genausogut vom Absturz stammen.«

»Was du da vorhast, ist viel zu riskant!« sagte Derek. »Dieser Smith läßt es sich bestimmt nicht gefallen, wenn du ihn betrügst.«

»Wieso betrügen?« echote Sillson mit einem breiten Grinsen. »Ich behaupte ja nicht, daß was Wertvolles drin ist. Wir sagen einfach, wir haben ihn nicht aufbekommen.«

»Damit kommst du nicht durch!« sagte Derek erschrocken. »Wir…«

»Still!«

Sillson machte eine warnende Handbewegung und sah zur Tür.

»Ich glaube, da war was. Mach das Licht aus, schnell.«

Derek bückte sich und zog die Krokodilklemme von der Autobatterie, die die Glühbirne speiste. Das trübe Licht erlosch, und die winzige Kammer lag von einer Sekunde auf die andere in absoluter Dunkelheit da.

Derek lauschte angespannt. Zuerst hörte er nichts außer dem rasenden Geräusch seines eigenen Herzschlages, aber dann glaubte er, ein leises, anschwellendes Summen zu hören. »Ein Wagen!« flüsterte er. »Da kommt ein Wagen. Sie… sie haben’s gemerkt, Pete! Sie sind schon da!«

»Halt die Schnauze!« zischte Sillson. »Kein Mensch hat was gemerkt. Und selbst wenn, können sie unmöglich wissen, wo wir sind. Vielleicht ein Liebespaar, oder…« Er brach ab, als das Motorgeräusch lauter wurde und dann unmittelbar vor dem Haus verstummte. Eine Wagentür wurde geöffnet und wieder zugeschlagen, dann erklangen knirschende Schritte auf dem Kies vor der Tür.

»Pete…«, wimmerte Derek, »ich …«

»Halts Maul, verdammt noch mal!« schnappte Sillson. »Fang jetzt bloß nicht an zu heulen. Es kann nicht die Polizei sein.« Aber auch

seine Stimme klang lange nicht mehr so selbstsicher wie zuvor. Er hatte genausoviel Angst wie Derek. Wenn nicht mehr.

Die Schritte näherten sich der Tür und brachen dann ab. Eine endlose Sekunde lang geschah nichts, dann wurde die Klinke heruntergedrückt, und die Tür schwang langsam nach innen. Helles Mondlicht fiel in den Raum.

Derek hielt erschrocken den Atem an, als er den untersetzten Schatten vor der Tür bemerkte.

»Sie können ruhig wieder Licht machen, Mister Sillson«, sagte eine Stimme. »Wir wissen, daß Sie hier drin sind.«

Sillson keuchte erleichtert. »Smith!« stöhnte er. »Woher… wie kommen Sie hierher?«

Smith lachte leise. »Ich pflege mich über die Leute zu informieren, die für mich arbeiten«, sagte er. »Aber nun machen Sie Licht, bitte.«

Sillson zögerte einen Moment, drehte sich dann um und tastete auf dem Fußboden herum, bis er die Lampe wieder angeschlossen hatte.

Smith schob die Tür hinter sich zu, sah sich mit unverhohlener Neugierde um und lächelte. »Geschmackvoll, wirklich. Aber als Versteck nicht ungeschickt gewählt.« Er drehte sich um und sah Derek an. »Ihr Freund, von dem Sie erzählt haben, nehme ich an«, sagte er. »Sie haben die bestellten… Sachen?«

Sillson nickte eifrig, griff in die Ledertasche auf dem Fußboden und zog die beiden Geräte, die er aus dem Wrack des Jägers ausgebaut hatte, hervor. »Ich hoffe, es sind die Richtigen«, sagte er. »Sie waren an der Stelle, die Sie mir beschrieben haben.«

Smith nahm ihm die beiden halbzerstörten Geräte aus der Hand und betrachtete sie eingehend. Sein Gesicht blieb unbewegt wie das eines Pokerspielers. »Das geht in Ordnung«, sagte er. »Sie haben gute Arbeit geleistet. Ich bin sehr zufrieden.« Er lächelte, griff in die Brusttasche seiner Jacke und nahm eine teure Krokodillederbrieftasche hervor. »Ich denke, ich lege noch fünfzig Pfund drauf«, sagte er. »Als Prämie sozusagen.« Er klappte die Brieftasche auf und blätterte in einem ganzen Paket von Fünfzig-Pfund-Noten, hielt aber dann mitten in der Bewegung inne, als sein Blick auf den Koffer fiel, der noch immer auf dem Tisch lag. »Was ist das?« fragte er.

Sillson lächelte siegessicher. »Der lag unter dem Pilotensitz«, erklärte er. »Unter einem ganzen Berg von Schutt und Asche. Ich dachte mir, daß Sie sich vielleicht dafür interessieren.«

»Interessieren?« Smith steckte eilig seine Brieftasche wieder ein, trat an den Tisch und ließ die Finger über die Schlösser gleiten. »Sie haben ihn geöffnet?«

Sillson tauschte einen blitzschnellen Blick mit Derek. »Wir haben es versucht«, gestand er. »Aber das Ding ist verdammt stabil.«

Smith nickte. »Seien Sie froh, daß es Ihnen nicht geglückt ist«, sagte

er. »Manchmal besitzen diese Koffer einen Sprengmechanismus, der automatisch losgeht, wenn man versucht, ihn mit Gewalt zu öffnen. Ich gebe Ihnen zweihundert extra dafür. Einverstanden?«

Sillson unterdrückte ein triumphierendes Grinsen.

»Wir wissen nicht, was drin ist«, sagte Derek hastig.

Smith sah auf. Zwischen seinen dunklen Augenbrauen entstand eine steile Falte. »Eben, mein Junge«, sagte er. »Ich weiß es auch nicht. Vielleicht ist es mehr wert, vielleicht aber auch gar nichts. Kann sein, daß ich zweihundert für einen Koffer voller Asche zahle. Aber ihr könnt ihn auch behalten und selbst aufmachen, wenn ihr wollt.«

»Derek hat es nicht so gemeint«, sagte Sillson hastig. »Er meinte nur, wir… wir wollen Sie nicht übervorteilen. Vielleicht ist wirklich nichts wichtiges drin, und …«

»Ich weiß schon, wie er es gemeint hat«, sagte Smith scharf.

»Zweihundert sind in Ordnung, wirklich«, beeilte sich Sillson zu versichern. »Völlig in Ordnung.«

Smith zuckte mit den Achseln, nahm den Koffer in die Hand und griff noch einmal in seine Jacke.

Aber diesmal zog er nicht seine Brieftasche, sondern eine großkalibrige Pistole hervor.

Sillson ächzte. »Was… was soll das bedeuten?«

»Weißt du das wirklich nicht, Kleiner?« fragte Smith ruhig. »Du hast doch nicht im Ernst angenommen, daß ich jemanden, der mein Gesicht so gut kennt wie du, am Leben lasse, oder?«

Sillson hob langsam die Hände über den Kopf und wich Schritt für Schritt zur Wand zurück. »Bitte, Mister Smith…«, wimmerte er.

»Sie… Sie brauchen das nicht zu tun. Ich … ich verrate niemandem, wer Sie sind und wie Sie aussehen. Ich will auch kein Geld. Sie können alles behalten, auch den Koffer, und …«

»Idiot«, sagte Smith leise. Dann schoß er. Derek ließ sich einfach zur Seite kippen. Sein Fuß zuckte vor, traf die Autobatterie und schleuderte sie davon. Das Licht erlosch. Smith gab einen zweiten Schuß ab, stieß einen wütenden Fluch in russischer Sprache aus und feuerte noch einmal. Die Kugel hämmerte wenige Zentimeter neben Dereks Gesicht in den Boden.

»Wo bist du?« zischte Smith. »Ich kriege dich sowieso, Kleiner. Steh lieber auf und zeig dich, dann geht es wenigstens schneller.«

Derek preßte sich verzweifelt gegen den Boden. Smith war allerhöchstens zwei Meter von ihm entfernt, und er wußte, daß es nur wenige Momente dauern würde, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten und er wenigstens Umrisse und Bewegungen erkennen konnte. Spätestens dann war er verloren.

Er bemühte sich, möglichst flach zu atmen. Smith bewegte sich leise vor ihm. Seine Schuhe erzeugten leise, quietschende Geräusche auf

den Bodenbrettern. Derek streckte vorsichtig den Arm aus, tastete um sich und berührte etwas Weiches, Warmes…

Er hätte fast geschrien, als ihm klar wurde, daß er über Sillsons Gesicht tastete und das Warme und Klebrige an seinen Fingern Blut war. Sekundenlang blieb er reglos liegen und wartete, bis die Übelkeit in ihm wieder abgeklungen war.

»Gib auf, Kleiner«, sagte Smith irgendwo in der Dunkelheit vor ihm. »Du hast sowieso keine Chance. Ich lasse dich am Leben, wenn du vernünftig bist und herkommst.«

Derek stieß einen gellenden, verzweifelten Schrei aus, stemmte sich hoch und warf sich in die Richtung, in der er Smith vermutete.

Der Revolver des KGB-Mannes entlud sich mit einem fürchterlichen Krachen. Ein orangeroter Mündungsblitz stach durch die Schwärze, und irgend etwas zischte heiß und sirrend an Dereks Schläfe vorbei. Dann prallte er gegen Smith, schleuderte ihn mit einer Kraft, die ihm einzig die Angst verlieh, gegen den Tisch und stürzte zur Tür.

Smith schrie vor Schmerz und Wut und gab noch im Hinfallen einen Schuß ab. Derek spürte einen harten Schlag gegen die Schulter, taumelte nach vorne und prallte gegen die Tür. Seltsamerweise fühlte er kaum Schmerzen, aber seine linke Schulter und der Arm waren plötzlich taub und gefühllos. Er suchte verzweifelt nach der Klinke, drückte sie herunter und stürzte aus dem Haus. Hinter ihm bellte Smiths Waffe auf. Die Kugel hämmerte dicht neben seinem Kopf in den Türrahmen und überschüttete ihn mit Holzssplittern.

»Halt ihn auf, Thompkins!« schrie Smith hinter ihm.

Derek taumelte, lief ein Stück auf den Wagen zu und prallte entsetzt zurück, als die Beifahrertür des Ford aufgestoßen wurde und ein schwarzer Schatten ins Freie stürzte.

»Knall ihn ab!« kreischte Smith. »Laß ihn nicht entwischen.«

Derek warf sich verzweifelt herum. Thompkins feuerte dicht hintereinander zwei Schüsse auf ihn ab, setzte mit einer Flanke über die Kühlerhaube und schoß noch im Laufen ein drittes Mal. Die Kugel streifte Dereks Hüfte und hinterließ einen langen, blutigen Kratzer.

Er schrie vor Schmerzen und Angst, taumelte blind weiter und brach rücksichtslos durch Büsche und Unterholz. Hinter ihm krachten in rascher Folge vier, fünf Schüsse. Die Kugeln sirrten gefährlich dicht an ihm vorbei, klatschten in Bäume und Unterholz oder gruben sich dicht neben seinen Füßen in den Boden. Er schlug einen Haken, übersprang einen schmalen Bachlauf und warf sich keuchend hinter einen umgestürzten Baumstamm.

Wieder krachte eine Pistole, aber diesmal war der Schuß ungezielt und sirrte irgendwo weit von ihm entfernt in den Wald.

Derek preßte sich eng gegen den Boden und schloß die Augen.

Seine Schulter begann allmählich zu schmerzen, und der Arm fühlte

sich an, als würde er langsam anschwellen und zu einem unförmigen Klumpen werden.

»Wo ist er?« drang Smith' Stimme zu ihm herüber.

»Weg«, gab Thompkins zurück. »Er ist im Unterholz verschwunden. Der Kerl war einfach zu schnell.«

»Idiot!« zischte Smith. »Du hattest ihn genau vor dem Lauf.«

»Ich weiß«, sagte Thompkins kleinlaut. »Aber es ging alles zu schnell. Er kam rausgestürzt und war auch schon halb im Wald, bevor ich…«

»Halt den Mund«, unterbrach ihn Smith grob. »Vielleicht hat er sich hier irgendwo in der Nähe versteckt. Wir müssen ihn suchen. Der Kerl darf uns nicht entwischen.«

Dereks Herz machte einen schmerzhaften Satz.

»Das ist unmöglich«, sagte Thompkins Stimme. »Bei der Dunkelheit können wir über ihn stolpern, ohne ihn zu finden. Hast du die Sachen?«

»Ja«, knurrte Smith.

»Dann laß uns verschwinden. Er hat dich kaum deutlich genug gesehen, um eine brauchbare Beschreibung zu liefern. Und bis er auspackt, sind wir längst zurück in…«

»Schnauze«, sagte Smith grob. »Oder gib doch gleich den Namen unseres Hotels mit an.« Er schwieg einen Moment, und alles, was Derek hörte, war das Geräusch unruhiger, nervöser Schritte.

»Gut«, sagte er dann. »Du hast recht. Der Bursche lohnt den Aufwand nicht. Verschwinden wir.«

Das Geräusch einer Autotür erklang zweimal kurz hintereinander, dann wurde der Motor gestartet, und der Wagen fuhr davon.

Derek atmete hörbar auf.

Dann begann er leise vor Schmerz zu weinen.

***

Für Sekunden war Damona starr vor Schreck. Die graue Masse hinter Saghitters Tauchermaske brodelte und wogte, und ihr fiel plötzlich auf, wie seltsam schlaff und weich sich sein Körper anfühlte. Sie ließ seine Schultern los, fuhr entsetzt zurück und beobachtete aus ungläubig aufgerissenen Augen, wie dünne, wie graues Blut erscheinende Rinnsale aus den Arm- und Beinstücken des Taucheranzuges hervorquollen. Die Schwimmflossen lösten sich, aber darunter waren keine Füße mehr, sondern nur noch eine graue, schleimige Masse, die wie Rauch aus den Beinen des Neoprenanzuges hervorquoll. Sekunden später geschah das gleiche mit seinen Handschuhen. Saghitters Körper schien in sich zusammenzusinken wie ein Ballon, aus dem die Luft entweicht. Die Tauchermaske löste sich und fiel langsam zu Boden.

Damona schrie gellend auf, fuhr herum und schwamm in panischer

Angst davon, Saghitters Körper drehte sich hinter ihr weiter, hob in einer grotesken, betenden Geste die handlosen Arme und sackte dann vollends in sich zusammen. Der Taucheranzug erschlaffte und sank, durch das Gewicht der Sauerstoffflaschen gezogen nach unten.

Damona schwamm blind los, prallte gegen ein Hindernis und verlor für einen Moment die Orientierung. Der gezackte Riß, durch den sie hereingekommen war, tauchte für Sekunden in ihrem Gesichtsfeld auf und verschwand wieder. Sie schlug wild mit den Schwimmflossen, warf sich herum und schwamm mit aller Kraft nach oben.

Die Sauerstofflaschen auf ihrem Rücken schienen plötzlich Zentner zu wiegen, und sie hatte das Gefühl, tiefer zu sinken, statt sich nach oben zu bewegen. Der Strahl ihrer Lampe verlor sich in brodelndem Grau und glitt dann über den Rand der Bresche. Sie warf sich auf die Seite, stieß sich mit einem letzten, mächtigen Schwung ab und schoß in den breiten Hauptkorridor hinaus.

Neben ihr war plötzlich eine kompakte, graue Wand.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Damona begriff, daß diese Wand noch nicht dagewesen war, als sie zusammen mit Saghitter hier heruntergekommen war… Und daß die Mauer aus der gleichen, schleimigen Masse bestand, auf die sie bereits unten im Maschinenraum gestoßen war!

Sie keuchte, fuhr herum und schrie ein zweites Mal auf, als ihr Blick nach unten fiel. Der Boden tief unter ihren Füßen schien in Bewegung geraten zu sein. Wie Lava aus einem Vulkankrater quoll grauer Schleim aus den geborstenen Metallplatten, breitete sich träge nach rechts und links aus und schickte dünne, gierig tastende Arme nach ihren Füßen aus.

Damona warf sich verzweifelt zurück, wich einem treibenden Klumpen der grauen Masse aus und schwamm, so rasch sie konnte, in Richtung Ausgang. Hinter ihr geriet die graue Wand langsam in Bewegung und folgte ihr…

Sie schoß aus dem Hauptkorridor heraus, schwamm die Treppe hinauf und bog auf den schmalen Laufsteg ein, auf dem sie heruntergekommen waren. Die Dunkelheit hinter ihr war jetzt nicht mehr leer, sondern von näherkriechendem grauem Tod erfüllt, von vager, brodelnder Bewegung, einer grauen, körperlosen Wolke, die unerbittlich näherkroch.

Endlich, nach einer Ewigkeit, tauchte der rechteckige Lichtfleck der Luke vor ihr auf. Sie warf einen letzten Blick über die Schulter zurück. Was sie sah, ließ sie noch schneller schwimmen. Die tödliche graue Wolke war nähergekommen. Die sanfte, schwerelose Art ihrer Bewegung täuschte eine Langsamkeit vor, die es nicht gab. Die Masse bewegte sich schneller als sie selbst, nicht viel, aber ausreichend, um den Abstand mehr und mehr schrumpfen zu lassen.

Als sie endlich die Luke erreichte, waren die ersten tastenden Ausläufer des grauen Todes nur noch wenige Meter hinter ihr.
Sie griff nach dem Lukenrand, klammerte sich daran fest und zog sich mit einem verzweifelten Ruck ins Freie. Ihre Sauerstofflaschen schlugen gegen den Schiffsrumpf. Das Geräusch schien in dem riesigen, leeren Wrack geisterhaft laut widerzuhallen und wie teuflisches Hohngelächter in ihren Ohren zu gellen.
Sie schwamm, so rasch sie konnte, vom Wrack weg, ab und zu einen halb ängstlichen, halb neugierigen Blick über die Schulter zurückwerfend. Das Wasser war hier draußen beinahe ebenso trüb wie im Inneren des Wracks und irgend etwas schien mit dem Licht nicht zu stimmen. Der Strahl ihres Scheinwerfers schien zu flackern und verlor sich bereits nach wenigen Metern in grauer Ungewißheit.
Grau?…
Damonas Kopf flog mit einem Ruck in den Nacken, als sie den Gedanken in seiner vollen Tragweite begriff.
Über ihr, nicht einmal fünf Meter über ihrem Kopf, schwebte eine kompakte, graue Decke!
Sie fuhr erschrocken herum und sah, daß sie von allen Seiten eingeschlossen war. Das waren nicht mehr die treibenden grauen Flocken, die sie beim Abstieg gesehen hatte, sondern eine brodelnde Wand, die von allen Richtungen auf sie eindrang und unbarmherzig näherkam!
Sie trat auf der Stelle, ließ sich ein Stück herabsinken und schwamm hastig wieder höher, als der Schleim unter ihr stärker zu brodeln begann. Sie war gefangen! Gefangen in einer vielleicht zehn Meter durchmessenden Blase relativ klaren Wassers, die an allen Seiten von der tödlichen grauen Masse umgeben war!
Und die Blase schrumpfte unbarmherzig weiter…

***

Der Ford schoß mit fast zweihundert Stundenkilometern nach Osten. Die Autobahnen waren um diese Zeit so gut wie leer, so daß der Fahrer kaum das Risiko einging, in eine Radarfalle zu geraten oder versehentlich einen Polizeiwagen zu überholen. Die Entfernung zur Riesenstadt London schrumpfte beständig, und die Lichtglocke der Metropole hing bereits seit geraumer Zeit wie ein sanfter, gelblicher Schimmer über dem Horizont.
Thompkins beugte sich vor und schaltete das Autoradio ein. Leise, rhythmische Hardrockmusik klang aus den Lautsprechern und übertönte das monotone Geräusch des Motors.
Smith runzelte die Stirn, warf seinem Beifahrer einen fast vorwurfsvollen Blick zu und schaltete den Apparat wieder aus.
»Ich habe Kopfschmerzen«, sagte er erklärend.

»Schlimm?«
Smith schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin ein wenig müde, das ist alles.« Er gähnte demonstrativ, sah auf die Uhr im Armaturenbrett und nickte zufrieden. »In zwanzig Minuten sind wir im Hotel. Und morgen um diese Zeit sitzen wir bereits im Flugzeug nach Paris. Der Genosse Borowicz wird sehr zufrieden über unsere Mitbringsel sein«, fügte er mit einem flüchtigen Lächeln hinzu.
Thompkins drehte sich halb im Sitz um und verrenkte sich beinahe den Hals, um die beiden kleinen, unscheinbaren Geräte auf dem Rücksitz erkennen zu können.
»Hat er wenigstens das Richtige gebracht?« fragte er.
»Sillson?« Smith lächelte. »O ja. Das ELS-Leitgerät und etwas, das wir bisher gar nicht kannten. Es scheint sich um eine Art verbesserter elektronischer Horizont zu handeln. Hat er ganz von selbst ausgebaut, der liebe Junge.« Er wurde übergangslos wieder ernst.
»Manchmal, Thompkins«, sagte er, »habe ich Lust, alles hinzuschmeißen und mich in irgendeine Datscha auf dem Lande zurückzuziehen. Tage wie heute machen mich fertig.«
»Wegen Sillson?« fragte Thompkins erstaunt.
Smith nickte. »Er war noch ein halbes Kind.«
»Das stimmt«, bestätigte Thompkins. »Aber ich sehe das anders. Für mich befinden wir uns im Krieg, und in einem Krieg muß man Opfer bringen.«
»Auch unschuldige Opfer?« fragte Smith.
»Unschuldig«, wiederholte Thompkins, als wäre das Wort etwas Obszönes. »Er war ein Bürger dieses Landes. Ein Feind. Jedenfalls sehe ich das so.«
»Ich weiß«, seufzte Smith. »Und das ist wahrscheinlich auch der Grund, aus dem Sie niemals eine Position wie die meine erreichen werden, Thompkins. Kaltblütige Killer machen selten Karriere.«
Thompkins Gesicht verfinsterte sich. Seine Lippen bebten. Aber er beherrschte sich und starrte nur stumm durch die Windschutzscheibe nach draußen.
Smith lächelte dünn. »Nehmen Sie's nicht übel, Thompkins. Es war nicht so gemeint. Manchmal geht es mir nur an die Nieren, wenn ich einen Menschen so kaltblütig erschießen muß.«
»Es mußte sein«, sagte Thompkins halblaut.
»Ich weiß«, seufzte Smith. »Das macht es ja so schlimm.« Er preßte die Lippen zu einem dünnen Strich zusammen, atmete hörbar ein und wieder aus und schüttelte den Kopf. »Haben Sie eine Zigarette für mich?«
»Selbstverständlich.« Thompkins kramte eine Weile im Handschuhfach herum, nahm Zigaretten und Feuerzeug hervor und reichte Smith beides.

»Der Koffer«, begann er dann, weniger aus wirklichem Interesse als vielmehr aus dem Bestreben, ein anderes Thema anzuschneiden, »– was ist damit? Haben Sie schon hineingesehen?«

Smith verneinte. »Sillson hat es versucht, aber er hat ihn nicht aufbekommen. Ich werde ihn im Hotel öffnen. Ich habe das nötige Werkzeug in meinem Gepäck.«

Thompkins drehte sich noch einmal um und musterte den Koffer eingehend.

»Was mag er enthalten?« murmelte er.

Smith zuckte die Achseln. »Es kann alles Mögliche sein – angefangen vom Frühstücksbrot des Piloten bis zu geheimen Staatsakten. Aber ich glaube nicht, daß es etwas wirklich Wichtiges ist.«

»Warum?«

Smith lächelte und sog an seiner Zigarette. »Sie hätten ihn kaum drei Tage im Flugzeugwrack liegen lassen, wenn es so wäre, oder?«

Weder er noch Smith wußten in diesem Moment, daß der Koffer eine Zeitbombe enthielt, die vielleicht gefährlicher war als alle Atom- und Wasserstoffbomben der Welt zusammen.

Und sie hatte im gleichen Moment zu ticken begonnen, in dem Sillson den Koffer zum ersten Mal geöffnet hatte.

***

Damona hielt sich mit verzweifelten Schwimmbewegungen in der Schwebe. Die Blase, in der sie gefangen war, war bis auf weniger als fünf Meter zusammengeschrumpft, bevor das unbarmherzige Zusammenziehen der Wände aufgehört hatte. Aber sie stand nicht still, sondern trieb mit ziemlicher Geschwindigkeit durch das Wasser – beinahe, als solle Damona auf diese Weise gezwungen werden, eine bestimmte Richtung einzuschlagen.

Sie sah zum wiederholten Male auf den Druckanzeiger ihres Sauerstoffgerätes. Ihr Luftvorrat reichte noch für knapp zwanzig Minuten. Aber sie bezweifelte, daß ihre Kräfte so lange vorhalten würden.

Es fiel ihr immer schwerer, sich in der winzigen Blase in der Schwebe zu halten und gleichzeitig der Seitwärtsbewegung ihres bizarren Gefängnisses zu folgen. Die fast einstündige Tauchexpedition und die überstürzte Flucht aus dem Wrack hatten sie mehr erschöpft, als sie anfangs geglaubt hatte.

Sie hatte es aufgegeben, nach Mike und Ben zu rufen. Entweder, die graue Wolke verschluckte jeden Funkimpuls, oder ihren beiden Freunden am Ufer war ebenfalls etwas zugestoßen; ein Gedanke, der ihr – obwohl er sie zutiefst erschreckte – fast logischer erschien.

Es war kein Zufall, daß sie in diese Falle geraten war. Die Tatsache, daß die unheimliche Materie Saghitter getötet, sie aber am Leben

gelassen hatte, bewies fast eindeutig, daß ihr Verhalten gelenkt war – der graue Schleim war entweder mehr als hirnloses Protoplasma, oder er wurde von außen gesteuert. Damona wußte nicht, vor welcher Vorstellung sie mehr Angst haben sollte.

Es wurde allmählich heller. Der Strahl ihrer Lampe war in den letzten Minuten zunehmend schwächer geworden. Die Batterien waren erschöpft. Aber dafür drang jetzt graues, trübes Licht durch die brodelnde Wand über ihrem Kopf – ein Zeichen, daß sie sich der Oberfläche näherte. Ein winziger, heller Punkt erschien, wuchs rasch zu einem Kreis und dann zu einer immer größer werdenden freien Stelle heran – die Wasseroberfläche! Damona schwamm mit zwei, drei kräftigen Zügen nach oben, brach mit einem erleichterten Keuchen an die Oberfläche und blinzelte. Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, aber nach den schlechten Sichtverhältnissen unter Wasser erschien ihr selbst dieses schwache Licht ungewohnt blendend und grell.

Sie trat Wasser, drehte sich einmal um ihre Achse und sah sich gehetzt um. Sie war weit abgetrieben worden – das eigentliche Hafenbecken lag bereits hinter ihr, und das Wasser, in dem sie schwamm, gehörte bereits zum Fluß.

Direkt neben ihr war ein Boot, eine schlanke, weiße Motoryacht mit einer niedrigen Kabine und kyrillischen Schriftzeichen am Bug.

Eine Strickleiter pendelte an der Bordwand herab.

Damona drehte sich um und blinzelte zur Kaimauer hinüber. Die Hafenanlage schien verlassen zu sein. Der Wagen, mit dem Ben und Mike gekommen waren, stand noch da, aber weder von ihrem Freund noch von Ben Murray war die geringste Spur zu sehen.

Der winzige Kreis klaren Wassers, in dessen Zentrum sie sich befand, begann sich langsam zusammenzuziehen. Damona hielt vergeblich nach einem Fluchtweg oder einer Möglichkeit auszubrechen Ausschau – die einzige Möglichkeit, einer Berührung mit der teuflischen Materie auszuweichen, war das Boot. Aber Damona war sicher, daß dort eine noch unangenehmere Überraschung auf sie warten würde. Trotzdem – sie hatte keine Wahl. Und sie konnte nicht mehr lange im Wasser bleiben. Trotz des hochwertigen Neoprenanzuges begann sie allmählich an Unterkühlung zu leiden. Ihre Glieder fühlten sich steif und wie abgestorben an, und sie konnte fast spüren, wie ihre Kraftreserven schwanden.

Sie drehte sich um, legte sich auf die Seite und kraulte die letzten Meter zum Boot hinüber.

Als sie über die Strickleiter an Bord geklettert war, war sie so erschöpft, daß sie fast zehn Minuten lang auf den Knien hocken blieb, bis sich ihr hämmernder Herzschlag wieder einigermaßen beruhigt hatte und sie wieder die Kraft fand, die Gurte der Sauerstoffanlage zu

lösen und die Flaschen abzustreifen. Sie nahm die Maske ab, entfernte das Mundstück und die nutzlos gewordenen Anschlüsse des Funksprechgerätes und stand schwankend auf. Ihre Hand tastete nach dem Griff des breiten Tauchermessers, das zu ihrer Ausrüstung gehörte. Sie glaubte zwar kaum, daß ihr die Waffe etwas nutzen würde, aber es war trotzdem ein beruhigendes Gefühl, nicht ganz wehrlos zu sein.

Das Deck der Yacht war vollkommen menschenleer. Aus der Kabine schimmerte weißes Neonlicht herauf, und die Planken unter ihren Füßen pulsierten im Takt der im Leerlauf laufenden Dieselmotoren.

Sie wechselte das Messer von der linken in die rechte Hand, sah sich sichernd um und ging dann mit raschen Schritten zum Bug hinüber. Das Schiff war nicht sehr groß, und es schien auf dem schmalen Deck kein Versteck zu geben, das groß genug gewesen wäre, einen Menschen aufzunehmen. Trotzdem durchsuchte Damona das Boot gründlich, ehe sie sich der Kabine zuwandte. Sie hatte während der letzten Stunde zu viele unangenehme Überraschungen erlebt.

Sie trat noch einmal an die niedrige Reling und sah auf die Wasserfläche hinunter, ehe sie sich der Kabinentür näherte. Die graue Wolke hatte das Boot jetzt nach allen Seiten hin umschlossen. Es gab keine Möglichkeit mehr, das Schiff zu verlassen. Wahrscheinlich hatte es nie wirklich eine gegeben.

Sie zuckte mit den Achseln, packte ihr Messer fester und streckte die Hand nach der Türklinke aus.

Die Tür war nicht abgeschlossen. Dahinter lag eine überraschend große, von einer einzelnen Neonlampe erhellte Kabine. Die Einrichtung schien eher nach Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit als des Geschmacks ausgewählt zu sein, wirkte aber trotzdem – wie eigentlich alles auf der Yacht – teuer.

Damona betrat die Kabine, schob die Tür hinter sich wieder ins Schloß und huschte mit einem raschen Schritt zu dem zweiten Durchgang auf der gegenüberliegenden Seite. Er war nur mit einem schweren, dunklen Vorhang verschlossen. Damona schob ihn zur Seite, blinzelte in den dahinterliegenden Raum und trat mit klopfendem Herzen ein.

Es war eine Art Schlafkammer. An den beiden Seitenwänden befanden sich je drei übereinander angebrachte schmale Kojen, die Rückwand wurde von einem breiten, über die gesamte Breite des Bootes reichenden Schrank eingenommen. Die Beleuchtung bestand nur aus einem winzigen, blauen Notlicht unter der Decke.

Aber trotz des schlechten Lichtes konnte Damona die beiden reglosen Gestalten in den unteren Kojen deutlich erkennen…

»Mike!« keuchte sie erschrocken. »Ben!«

»Ganz recht, meine Liebe«, sagte eine Stimme hinter ihr.

Damona fuhr mit einer schlangengleichen Bewegung herum, das Messer zum Stoß erhoben.
»Nicht doch, Damona«, sagte Theraikis sanft. »Sie sollten wirklich mittlerweile begriffen haben, wie sinnlos Widerstand ist.«

***

Die Häuserzeile ragte wie eine kompakte schwarze Masse vor ihm auf. Ihr Schatten teilte die Straße entlang einer geraden, wie mit einem überdimensionalen Lineal gezogenen Linie in einen hellen und einen dunklen Bereich, ein Bild, als liefe dicht vor ihm ein phantastischer Riß durch die Wirklichkeit, hinter dem nichts als ein bodenloses schwarzes Loch war.
Derek stöhnte. Seine Schulter schmerzte unerträglich, und irgend etwas schien mit seinem Denkvermögen nicht mehr zu stimmen. Er sah und hörte die Dinge plötzlich anders als gewohnt, und es fiel ihm zunehmend schwerer, einen klaren Gedanken zu fassen. Er hatte Fieber. Die Wunde hatte aufgehört zu bluten, aber seine gesamte linke Körperhälfte schien in Flammen zu stehen. Er hätte nie geglaubt, daß es einen so unerträglichen Schmerz überhaupt geben konnte.
Er wankte, machte einen Schritt auf die Häuserreihe zu und brach mitten auf der Straße in die Knie. Für einen Moment drohte er das Bewußtsein zu verlieren.
Das Bild vor seinen Augen verzerrte sich, verschwamm, als betrachte er es durch einen Vorhang aus klarem fließendem Wasser.
Der Anfall verging beinahe so rasch, wie er gekommen war, aber Derek fühlte sich hinterher noch kraftloser und schwächer als zuvor.
Er versuchte aufzustehen, fiel wieder auf die Knie zurück und stemmte sich mit einer verzweifelten Kraftanstrengung hoch.
Er mußte nach Hause. Seine Gedanken schienen ein einziges Chaos aus Panik und Schmerzen und Verwirrung zu sein, in dem nur noch dieser eine hämmernde Befehl Bedeutung hatte – nach Hause.
Er wankte weiter, stolperte über die niedrige Bordsteinkante und fiel der Länge nach auf den Bürgersteig. Ein wütender Schmerz zuckte durch seinen Körper und ließ ihn aufstöhnen. Sekundenlang blieb er halb benommen liegen, kämpfte verzweifelt gegen die immer machtvoller heranrollende Bewußtlosigkeit und kam wie durch ein Wunder noch einmal auf die Füße. Es war nicht mehr weit. Das Haus seiner Eltern war das dritte in der Reihe vor ihm. Daneben führte ein schmaler Weg – eigentlich nur eine fast zufällig entstandene Lücke zwischen zwei Gebäuden – in den Hinterhof hinaus.
Wenn er es bis dahin schaffte, war er gerettet. Er wußte, daß seine Eltern ihn nicht der Polizei übergeben würden. Er mußte es schaffen!
Derek taumelte wie ein Betrunkener weiter. Der Schmerz in seiner linken Schulter ließ für einen winzigen Moment nach und kam dann

verstärkt zurück. Sein Arm schien zu pulsieren. Er sank gegen eine Hausmauer, unterdrückte einen Schmerzensschrei und hob die Hand vor die Augen. Sie war verkrümmt und starr, eine nutzlose Kralle, die nur noch aus purem Schmerz zu bestehen schien. Er konnte die Finger nicht mehr bewegen.

Er blieb stehen, rang keuchend nach Atem und taumelte weiter.

Nach einer Ewigkeit erreichte er die schmale Lücke zwischen den Häusern, hielt sich einen Moment mit der gesunden Hand an der Mauer fest und wankte weiter.

Irgend etwas geschah mit ihm.

Derek konnte das Gefühl nicht beschreiben. Es war kein Schmerz, sondern eine Empfindung, wie er sie noch nie zuvor im Leben verspürt hatte. Eine Art… Berührung, ein Gefühl, als striche eine gewaltige, körperlose Hand über seine Seele. Der Schmerz in seiner Schulter erlosch, aber dafür schien sein Körper plötzlich von einer gewaltigen, inneren Spannung erfüllt zu sein; ein Gefühl, als würde in seinem Inneren eine unsichtbare Feder straff gezogen, nicht schmerzhaft, aber unangenehm, so unangenehm, daß er den Schmerz beinahe vorgezogen hätte. Er versuchte zu schreien, aber seine Kehle war mit einem Male zugeschnürt. Sein Hals schien plötzlich mit feinem, erstickendem Staub gefüllt zu sein. Die Spannung in seinem Inneren wuchs, wuchs, wuchs …

Und dann hatte er das Gefühl, von innen heraus zerrissen zu werden. Sein Körper bäumte sich wie unter einem gewaltigen Krampf auf. Seine Arme wurden nach vorne und oben gerissen. Seine Hand explodierte.

Derek beobachtete fassungslos, wie sich seine rechte Hand in eine pulverige, graue Wolke auflöste. Er wankte, taumelte vor und fiel auf die Seite, als seine Beine plötzlich unter dem Gewicht seines Körpers nachgaben. Seltsamerweise fühlte er keine Schmerzen.

Auch dann nicht, als sich sein rechter Schuh löste und davonkollerte, der Socken schlaff in sich zusammensank und ein Strom feinen, pulverigen grauen Staubes aus seinem Hosenbein rieselte.

Dann ging alles unglaublich schnell. Sein Körper zerfiel in Sekundenschnelle. Die Kleider sanken raschelnd zusammen. Nach wenigen Augenblicken waren von Derek Jones nur noch das Hemd und die Hose übriggeblieben, die er getragen hatte. Und ein verwischter, grauer Fleck mit den ungefähren Umrissen eines menschlichen Körpers.

Der graue Tod hatte sein erstes Opfer gefordert.

Das erste von vielleicht Millionen…

***

»Professor Theraikis!« stöhnte Damona. »Sie…«

Theraikis machte eine unwillige Handbewegung. »Hören Sie mit dem Theater auf, Damona. Wir sind hier unter uns und können offen sprechen. Sie hatten mich schon lange in Verdacht, nicht wahr?«

Damona nickte gezwungen. In Gedanken überschlug sie ihre Chancen, sich mit einem raschen Sprung auf den Griechen zu stürzen und ihm das Messer an die Kehle zu setzen. Aber sie ließ das Vorhaben beinahe augenblicklich wieder fallen. Theraikis würde sich kaum so ungezwungen benehmen, wenn er sich seiner Überlegenheit nicht absolut sicher gewesen wäre.

»Das stimmt«, sagte sie. »Ich konnte es nur nicht beweisen. Herleth war nicht der wahre Drahtzieher, nicht?«

Theraikis lächelte. »Natürlich nicht. Er war ein kleiner, frustrierter Mann mit einem deutlichen Hang zum Größenwahn. Es war leicht, ihn zu benutzen. Aber ich wußte, daß er Ihnen nicht gewachsen sein würde. Was ich nicht erwartet hatte«, fügte er mit einer Spur widerwilliger Anerkennung hinzu, »war, daß Sie und Ihre Freunde ihm so rasch das Handwerk legen würden. Aber er hat seine Aufgabe trotzdem erfüllt.«

»Die Puppen…«, begann Damona.

»Waren nur die erste Phase meines Planes, Damona«, sagte Theraikis ungerührt. »Ich nehme an, mein Helfer ist Ihnen nicht verborgen geblieben.«

»Dieses… graue Zeug?«

Theraikis nickte. »Das graue Zeug, wie Sie es nennen, ist Protomaterie, Leben in seiner ursprünglichen Form. Und es gehorcht meinem Willen. Wie Sie sicher gemerkt haben.«

Damona schwieg verbittert. Für einen Moment glaubte sie wieder Saghitters glitzernde Tauchermaske zu sehen, den brodelnden Schleim, der aus den Arm- und Beinstücken seiner Taucheruniform quoll…

Theraikis lächelte böse. Es schien nicht schwer zu sein, ihre Gedanken zu erraten.

»Warum?« fragte Damona nach einer Weile. »Warum tun Sie das? Ein Mann mit Ihren Fähigkeiten.«

Theraikis gab ein abfälliges Geräusch von sich. »Sie scheinen noch nicht zu begreifen, daß ich nicht der Mann bin, für den Sie und alle anderen mich halten. Professor Theraikis hat schon vor über einem Jahr Ihrer Zeitrechnung aufgehört zu existieren.«

»Sie haben ihn umgebracht?« fragte Damona erschrocken.

»Nein. Sagen wir, ich habe mir seinen Körper…. angeeignet Ein Vertreter ihrer kümmerlichen Rasse wäre niemals in der Lage, die wissenschaftlichen Voraussetzungen, die für ein Unternehmen wie das meine vonnöten sind, auch nur im Ansatz zu begreifen.« Er lachte leise und meckernd. »Ich habe mir gewünscht, Sie wiederzusehen, Damona,

aber ich habe nicht zu hoffen gewagt, daß es so rasch geschehen würde. Sie haben es zwar geschafft, mich meiner magischen Fähigkeiten zu berauben, aber wie Sie sehen, vermag ich mich auch so noch zu wehren.«

»Wer… wer sind Sie?« fragte Damona stockend.

»Im Moment Professor Theraikis«, antwortete Theraikis. »Und wie es aussieht, werde ich wohl in seinem Körper gefangen sein, bis er eines natürlichen oder gewaltsamen Todes stirbt. Aber was Sie sehen, ist nur die äußere Hülle. Wir sind uns schon einmal begegnet, Miß King. In der Heimat des Mannes, den Sie vor sich sehen.«

Damona überlegte fieberhaft. Theraikis schien Gefallen am Versteckspielen zu haben, aber sie glaubte langsam zu begreifen, was er meinte.

»Sie haben recht«, sagte Theraikis. Plötzlich klang seine Stimme gar nicht mehr freundlich, sondern haßerfüllt. »Ich bin oder ich sollte besser sagen war ein Moordrohr.«

Damona stieß einen kleinen, überraschenden Schrei aus und wich zwei, drei Schritte zurück.

Theraikis lachte leise, aber es klang böse und berechnend. »Sie brauchen keine Angst zu haben, Damona«, sagte er spöttisch. »Mit unseren wirklichen Körpern haben wir auch all unsere Kräfte eingebüßt. Fast alle, jedenfalls.«

»Heißt das, daß… daß ihr alle noch am Leben seid?« keuchte Damona.

»Fünf von uns«, nickte Theraikis. »Es ist mir noch nicht gelungen, die anderen zu finden, aber das ist nur noch eine Frage der Zeit. In weniger als vierundzwanzig Stunden werde ich mächtig genug sein, sie aufzuspüren. Vielleicht«, fügte er lächelnd hinzu, »erfüllt es Sie mit Befriedigung, zu wissen, daß wir unseren Siegeszug nicht mit Mitteln der Magie, sondern der Wissenschaft antreten werden. Einer Wissenschaft allerdings, die Ihnen wie Zauberei vorkommen dürfte. Unser Volk ist schon zu den Sternen geflogen, als Ihre Vorfahren noch auf Bäumen gelebt haben. Was Sie im Moment erleben, ist nur eine ganz kleine Demonstration meiner Stärke.« Er lachte, drehte sich herum und streckte die Hand nach der Türklinke aus. »Falls es Sie interessiert, zu erfahren, warum Sie noch leben«, sagte er, bevor er hinausging, »werde ich Ihnen die Antwort gerne verraten.«

»Ich will es nicht wissen.«

»O doch«, sagte Theraikis leise, »das wollen Sie, Damona. Eure Rasse war uns immer fremd, trotz der Millionen Jahre, die wir euch beobachtet haben. Aber seit ich selbst im Körper eines Menschen gefangen bin, beginne ich euer kompliziertes Gefühlsleben zu verstehen. Ich möchte, daß Sie meinen Siegeszug miterleben, Damona. In allen Einzelheiten. Ich möchte, daß Sie sehen, wie Ihre Heimatstadt

stirbt. Ein paar von euren Gefühlen habe ich übernommen. Rachedurst gehört auch dazu. Ich muß sagen, es gefällt mir. Aber nun werde ich Sie verlassen«, fuhr er nach einer winzigen Pause fort. »Sie können es sich bequem machen. In dem Schrank hinter sich finden Sie Lebensmittel und Getränke. Versuchen Sie nicht zu fliehen. Es wäre sinnlos.«

Er machte sich nicht einmal die Mühe, die Tür hinter sich abzuschließen. Seine Schritte polterten über das Deck, wurden leiser und verklangen schließlich ganz.

Damona starrte die geschlossene Tür hinter ihm minutenlang wie gelähmt an. Trotz des Sturmes widerstrebender Gefühle in ihrem Inneren fühlte sie sich wie betäubt, unfähig, sich zu rühren oder auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Die Moordrohr… Sie hatte geglaubt, daß der Alptraum nach der Schlacht am Yor Marathaar endgültig vorüber sei, trotz der gelegentlichen Warnungen, die sie erhalten hatte.

Aber das stimmte nicht.

Die Moordrohr lebten, und sie waren kaum weniger gefährlich als früher. Vielleicht sogar gefährlicher.

Ein leises Geräusch ließ sie aus ihren Gedanken auffahren. Sie drehte sich um. Mike hatte die Augen aufgeschlagen und sich deshalb aufgesetzt. Sein Gesichtsausdruck verriet Verwirrung. Damona ging rasch zu ihm hinüber, kniete neben der Koje nieder und tastete nach seiner Hand.

»Was…«, machte Mike. »Wo bin ich? Und wie kommst du hierher?«

»So ähnlich wie du, vermute ich«, antwortete Damona. »Ein gemeinsamer Bekannter von uns hat mich freundlich eingeladen. Was ist passiert?«

»Passiert?« Mike schüttelte den Kopf, fuhr sich mit der Hand über die Augen und setzte sich auf, soweit die niedrige Koje dies zuließ.

»Ich wäre froh, wenn ich das selbst wüßte«, murmelte er. »Wir waren am Kai und haben auf dich gewartet, und plötzlich tauchten diese Dinger auf…«

»Was für Dinger?«

»Keine Ahnung«, sagte Mike niedergeschlagen. »Es war eine Art Wolke. Ein Gas vielleicht… was weiß ich. Irgendein graues Zeug. Wir haben versucht, wegzulaufen, aber wir hatten keine Chance.« Er zuckte plötzlich zusammen, setzte sich weiter auf und stieß schmerzhaft mit dem Schädel gegen die Unterseite der Koje über ihm. »Wie geht es Ben?«

»Er ist in Ordnung«, beruhigte ihn Damona. »Theraikis legt allergrößten Wert darauf, uns unverletzt in seiner Gewalt zu haben.«

»Theraikis?« echote Mike verblüfft. »Du meinst, er steckt hinter dem Ganzen?«

»Das meine ich nicht, das weiß ich«, sagte Damona. »Er hat es mir selbst erzählt vor ein paar Minuten.« Sie ließ Mikes Hand los, setzte sich auf einen Stuhl und verbarg das Gesicht zwischen den Händen.

Dann begann sie mit leiser, gezwungen ruhiger Stimme zu wiederholen, was sie von Theraikis gehört und zuvor selbst erlebt hatte.

Als sie von Saghitters Tod berichtete, verlor sie beinahe die Beherrschung. Ihre Stimme schwankte hörbar, und sie unterdrückte nur noch mit Mühe ein Schluchzen. Insgeheim gab sie sich die Schuld an Saghitters Tod. Sie hatte den Mann dort hinuntergeführt, obwohl sie hätte ahnen müssen, was in dem Wrack auf sie wartete.

»O verdammt«, murmelte Mike, als sie mit ihrem Bericht zu Ende gekommen war. »Sieht aus, als säßen wir diesmal wirklich in der Patsche.« Er stand auf, ging zu Ben hinüber und beugte sich besorgt über ihn. »Wir müssen das Boot verlassen«, sagte er, ohne aufzublicken.

Damona hätte beinahe aufgelacht. »Vielleicht verrätst du mir auch noch, wie?« fragte sie.

Mike drehte sich herum, schwieg einen Moment und zuckte dann unglücklich die Achseln. »Sehen wir draußen nach«, schlug er vor.

»Theraikis hat dir nicht verboten, die Kabine zu verlassen, oder?«

»Nein«, antwortete Damona. »Aber es hat wenig Sinn. Schwimmen ist unmöglich. Wir kämen keinen Meter weit. Und nach dem, was du erzählt hast, scheint sich seine Macht nicht allein auf das Wasser zu beschränken.« Trotzdem stand sie auf und ging hinter Mike zur Tür.

Es war dunkel geworden. Über dem Hafenbecken lag ein dünner, kaum sichtbarer Nebelschleier, und die Silhouetten der verlassenen Lagerschuppen zeichneten sich wie die Kammlinie eines bizarren, seltsam geometrischen Gebirges gegen die Lichtglocke der Stadt ab.

Damona deutete stumm auf die Wasseroberfläche neben dem Boot. Selbst bei dem Nebel und der schlechten Sicht waren die schmutziggrauen Schlieren deutlich zu erkennen. Das Wasser schien wie ein riesiges, lebendes Wesen zu pulsieren, und für einen kurzen Moment spürte Damona wieder die Anwesenheit eines fremden, bösartigen Geistes. Sie schauderte.

»Was ist mit deinem Hexenherz?« fragte Mike. Seine Stimme schien irgendwo über dem Wasser vom Nebel aufgesogen zu werden.

»Hast du es gefunden?«

Damona nickte. »Es nutzt nichts«, beantwortete sie Mikes Frage, bevor er sie überhaupt stellen konnte. »Es hat mir dort unten nicht gegen dieses Teufelszeug geholfen, und es wird auch jetzt nicht helfen. Ich glaube auch nicht, daß es überhaupt dazu in der Lage ist. Vergiß nicht, was Theraikis gesagt hat. Das hier ist keine Magie, auch wenn es uns so vorkommt. Es ist Wissenschaft. Eine unendlich fremde

Wissenschaft.«

Mike machte ein unwilliges Geräusch. »Das Wort unmöglich gibt es für mich nicht«, sagte er. »Wir werden einen Weg finden, an Land zu kommen.«

»Du vergißt die Killerwolken«, erinnerte Damona. »Selbst wenn es uns gelingt, das Boot von der Stelle zu bewegen, fallen sie über uns her, sowie wir auch nur versuchen, es zu verlassen.«

Mike zuckte zusammen und tastete unwillkürlich nach seinem Kopf, als erinnerten ihn Damonas Worte wieder an den grausamen Schmerz, den eine Berührung der gasförmigen Protomaterie nach sich zog.

»Die Yacht muß doch ein Funkgerät haben«, murmelte er. »Wir könnten Hilfe herbeirufen.«

»Ich verwette unsere Firma gegen einen Würstchenstand, daß Theraikis das Gerät unbrauchbar gemacht hat«, sagte Damona.

»Aber wir können trotzdem nachsehen.« Sie drehte sich um und ging mit schnellen, beinahe hastigen Schritten zur Kajüte zurück, als könne sie es nicht mehr länger ertragen, an Deck zu sein und die pulsierende graue Masse neben dem Boot ansehen zu müssen.

Sie fanden das Funkgerät sofort.

Oder das, was davon übrig war. Theraikis schien sich einen geradezu diebischen Spaß daraus gemacht zu haben, es so gründlich wie überhaupt möglich zu zertrümmern.

Mikes Miene verfinsterte sich, als er auf das verbeulte Etwas starrte, das einmal ein hochwertiges Funkgerät gewesen war. »Es wundert mich ja schon fast, daß er nicht einen Zettel drangeklebt und Ätsch draufgeschrieben hat«, murmelte er sarkastisch.

Damona lächelte matt. »Sehen wir nach Ben«, schlug sie vor. Sie drehte sich um, schlug den Vorhang zur Seite und prallte mit einem kleinen, erschrockenen Aufschrei zurück. Etwas Winziges, Graues schoß piepsend davon und verschwand unter einer der Kojen.

»Was ist los?« fragte Mike besorgt.

Damona schüttelte den Kopf und lächelte verlegen. »Nichts. Ich… ich scheine in letzter Zeit etwas schreckhaft zu sein. Es war nur eine Maus. Weiter nichts.«

»Eine Maus?« Mike wirkte mit einem Mal sehr nachdenklich. »Bist du sicher?«

Damona nickte. »Natürlich. Ich kenne eine Maus, wenn ich sie sehe. Warum?«

»Das erkläre ich dir später«, sagte Mike aufgeregt. »Jetzt hilf mir, Ben zu wecken. Und dann müssen wir diese Maus fangen!«

***

Thompkins wuchtete den schweren Reisekoffer ächzend auf das Bett, öffnete die Schlösser und klappte den Deckel nach oben. Darunter kam

ein Stapel ordentlich zusammengefalteter weißer Hemden zum Vorschein, daneben Socken, Unterwäsche und eine unverhältnismäßig große Anzahl farbiger Taschentücher. Aber für all dies hatte er im Moment keinen Blick. Er nahm die Kleidungsstücke heraus, warf sie achtlos auf das zerwühlte Bett und hantierte schließlich mit geschickten Bewegungen an dem geleerten Koffer herum. Der Boden löste sich mit einem leisen, metallischen Klicken, und darunter kam ein niedriges, mit Werkzeugen, Waffen und einem ganzen Stapel gefälschter Paß- und Führerscheinformulare gefülltes Geheimfach zum Vorschein.

»Ist es nicht ziemlich riskant, mit so einem Sammelsurium herumzureisen?« fragte Smith über seine Schulter hinweg.

Thompkins sah auf, runzelte unwillig die Stirn und beugte sich dann wieder über den Koffer. Seine Finger tasteten beinahe liebkosend über die säuberlich aufgereihten Werkzeuge und wählten schließlich einen schlanken, auf eigenartige Weise gebogenen Schraubenzieher aus. »Manchmal ist dieses Sammelsurium ganz nützlich«, sagte er betont. »Zum Beispiel jetzt. Oder wären Sie vielleicht mit dem Koffer zum nächsten Schlosser gegangen?«

Smith lächelte. »Vielleicht«, sagte er. »Sie würden sich wundern, wie einfach man manchmal zum Ziel kommen kann.«

Thompkins sah erneut auf, aber diesmal wirkte sein Blick nicht verärgert oder zornig, sondern nur noch erstaunt. »Darf ich Ihnen einmal eine offene Frage stellen?«

»Natürlich«, sagte Smith.

»Ich bin jetzt seit fünf Jahren in diesem Geschäft, und ich habe in diesen fünf Jahren wahre Wunderdinge über Sie gehört…«

»Und jetzt sind Sie enttäuscht, weil Sie keinen zweiten James Bond getroffen haben«, lächelte Smith.

»Das nicht«, schränkte Thompkins ein. »Aber…«

»Doch«, beharrte Smith. »Genau das ist es. Sie sind nicht der Erste, der so reagiert, Thompkins. Und Sie sind nicht der erste, dem ich den gleichen Rat gebe – wenn Sie in diesem Job lange leben wollen, dann hören Sie auf, sich wie Superman fühlen zu wollen. Ein wirklich guter Mann fällt nie auf. Sie müssen versuchen, der gute Nachbar von nebenan zu werden, jemand, der schon immer da war und über den man sich einfach keine Gedanken macht.«

»So einfach ist das?« fragte Thompkins spöttisch.

Smith nickte. »Es klingt einfach, aber bisher haben die wenigsten auf meinen Rat gehört. Und ich fürchte, Sie werden es auch nicht tun.« Er seufzte, schüttelte den Kopf und deutete auf den Metallkoffer auf dem Tisch. »Kümmern wir uns lieber darum. Wir haben später noch viel Zeit, uns zu unterhalten. Jetzt möchte ich wirklich gerne wissen, was in dem Ding ist. Sie kennen sich mit dieser Art Koffer aus?«

Thompkins nickte. »Ich kenne das Modell. Ein transportabler Safe, aber keine Sprengeinrichtung. Schwer zu knacken, aber nicht unmöglich.« Er beugte sich vor, stocherte eine Weile mit seinem Schraubenzieher in einem der Schlösser herum und runzelte die Stirn. »Das ist seltsam«, murmelte er.

Smith trat neugierig näher. »Was?«

»Das Schloß ist nicht eingerastet. Sieht so aus, als hätte man es mit brutaler Gewalt aufzubrechen versucht.«

»Sillson sagte so etwas, als er mir den Koffer übergab«, sagte Smith versonnen. »Wahrscheinlich haben sie daran herumgefummelt, ohne zu merken, daß er längst offen war.«

»Das haben sie«, bestätigte Thompkins. Er legte den Schraubenzieher in den Koffer zurück, nahm statt dessen eine Brechstange zur Hand und setzte sie mit einer entschlossenen Bewegung an. Ein leises, metallisches Knirschen erklang, dann sprang der Kofferdeckel mit einem Ruck auf.

Der Ausdruck auf Thompkins Gesicht verwandelte sich allmählich von Triumph in Enttäuschung. »Asche«, murmelte er. »In dem Ding ist nichts als Asche….« Er legte die Brechstange zur Seite und streckte zögernd die Finger nach der grauen, pulverigen Masse auf dem Kofferboden aus.

»Nicht!« Smith schlug seine Hand beiseite und schüttelte warnend den Kopf. »Rühren Sie es nicht an.«

»Aber… warum?«

Smith lächelte dünn. »Sind Sie wirklich sicher, daß der Koffer nur Asche enthält?« fragte er.

Thompkins schwieg verblüfft. Er starrte Smith an, dann den geöffneten Koffer und dann seine Hand, mit der er um ein Haar in den Staub gefaßt hätte. Er wurde bleich. »Natürlich«, murmelte er. »Sie haben recht. Es… war dumm von mir. Entschuldigen Sie.«

Smith winkte ab. »Ist ja nichts passiert. Wahrscheinlich ist es wirklich nichts weiter als Asche. Wir werden eine Probe entnehmen und den Koffer dann versiegeln. Holen Sie eine Pipette und ein Probefläschchen.«

Thompkins nickte und wandte sich gehorsam um, um das Verlangte aus seinem schier unerschöpflichen Koffer zu nehmen.

»Beeilen Sie sich bitte«, murmelte Smith hinter ihm. »Irgendwie gefällt mir das Zeug nicht. Am liebsten würde ich den Ko…« Er brach mitten im Wort ab, stieß einen seltsamen, würgenden Laut aus und kippte langsam nach hinten. Thompkins fuhr gedankenschnell herum und versuchte ihn aufzufangen, aber seine Hände fanden in Smith' Kleidern keinen Widerstand mehr, sondern knüllten sie zusammen, als wäre der Anzug plötzlich leer oder nur noch mit lockerem Sand gefüllt.

Thompkins schrie gellend auf, als er sah, was mit dem KGB-Mann geschehen war. Smith' Kopf und Hände waren verschwunden.

Grauer, trockener Staub rieselte aus den Jackenärmeln und dem Hemdkragen, quoll aus Knopflöchern und unter dem Gürtel hervor.

Thompkins prallte entsetzt zurück, stieß gegen die Wand und tastete verzweifelt nach der Türklinke. Der Zerfall von Smith' Körper setzte sich mit rasender Geschwindigkeit fort. Seine Kleider sackten.

Grauer Staub tanzte in flirrenden Schwaden durch die Luft.

Er hustete, rüttelte verzweifelt an der verschlossenen Tür und warf sich dann mit aller Kraft dagegen. Smith hatte abgeschlossen, nachdem sie das Hotelzimmer betreten hatten, und der Schlüssel befand sich noch in seiner Jackentasche. Die Tür bebte unter Thompkins' Anprall, aber sie hielt.

Thompkins sprang verzweifelt zurück, konzentrierte sich und trat dann mit aller Macht vor das Schloß.

Sein Schuh flog davon. Eine graue, pulverige Wolke schoß hoch.

Thompkins rechtes Bein schien plötzlich dicht unterhalb des Knies verschwunden zu sein. Er schrie auf, verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden.

Dann spürte er plötzlich nur noch Schwäche und einen vagen, beinahe wohltuenden Schmerz. Die Welt wurde grau, dann schwarz…

… dann nichts mehr.

***

Ben Murray richtete sich fluchend auf und rieb sich mit dem Handrücken über die Stirn. Über seinem rechten Auge prangte eine frische Beule. Seine Kleider waren verdreckt und zerknittert. Die letzte halbe Stunde hatte er – genau wie Damona und Mike – damit zugebracht, auf dem Fußboden herumzukriechen und unter Betten und in Ecken und Winkel zu schauen.

»Allmählich reicht es«, maulte er. »Wenn ihr mir nicht gleich verratet, was ihr überhaupt vorhabt, trete ich in einen Warnstreik!«

»Hör auf zu meckern und such lieber weiter!« Mikes Stimme drang dumpf unter der Koje hervor, unter der er lag. »Wir brauchen diese Maus, wenn wir überhaupt hier herauskommen wollen!«

»Und wozu?« fragte Ben. »Willst du sie mit einer Nachricht zum Yard schicken, der was?«

Mike kroch rückwärts unter der Koje heraus und richtete sich auf die Knie. Sein Gesicht war verdreckt, und seine Kleider sahen aus, als hätte er stundenlang in einem Kohlenstapel gewühlt. »Wir brauchen etwas Lebendes«, erklärte er ungeduldig. »Irgend etwas.« Er stand auf, sah sich suchend um und ging schließlich auf den offenstehenden Schrank zu. Sie hatten ihn schon ein Dutzend Mal durchsucht, ohne auch nur eine Spur des Nagers zu finden.

»Ich möchte etwas ausprobieren«, erklärte er, während er sich behutsam auf die Knie sinken ließ und mit spitzen Fingern eine Schublade aufzog. »Aber dazu brauche ich ein Lebewesen.«

»Hier sind drei«, sagte Damona.

Mike knurrte. »Wir können ja losen, wer sich zur Verfügung stellt. Es kann nämlich sein, daß er das Experiment nicht überlebt.« Er schlug die Schublade zu, schüttelte den Kopf und stand ächzend auf. »Was ich herausfinden will, ist folgendes«, sagte er ungeduldig.

»Diese Protomaterie reagiert ganz offensichtlich auf unsere Anwesenheit – auf mich, dich, Damona, und Ben. Aber ich glaube nicht, daß sie intelligent ist. Theraikis hat sie wahrscheinlich…« Er brach ab, suchte einen Moment nach Worten und zuckte dann die Achseln. »Was weiß ich, wie er es gemacht hat, aber das richtige Wort ist vermutlich programmiert. Auf unsere Gedanken, unseren Körpergeruch oder sonstwas. Wenn das Zeug blind alles Lebendige angreifen würde, hätte es das Hafenbecken längst verlassen und sich vielversprechendere Jagdgründe gesucht.«

»Du meinst, es ist auf uns drei angesetzt wie ein Bluthund?« murmelte Damona.

Mike nickte. »Du beginnst langsam zu begreifen, Schatz. Ich will herausfinden, ob es auch auf andere Lebenswesen reagiert. Ich hoffe nämlich, daß es einen anderen Menschen oder auch ein Tier unbehelligt passieren läßt. Und um das herauszufinden, brauche ich eine Maus.«

»Und was nutzt uns das?« fragte Ben.

Mike lächelte. »Dir und mir nichts, Ben. Aber es reicht, wenn einer von uns hier runter kommt und Hilfe herbeirufen kann. Und es gibt jemanden unter uns, der seine Gestalt verändern kann.«

Damona wurde plötzlich blaß. »Du… du meinst …«

»Du hast es schon mehrmals getan«, sagte Mike leise.

»Ich weiß. Aber…« Damona stockte. Auf ihrem Gesicht lag plötzlich ein erschrockener Ausdruck. »Aber es ist schon so lange her, und ich weiß nicht, ob …«

»Ich glaube dir, daß es unangenehm ist, Damona«, sagte Mike geduldig. »Aber es ist unsere letzte Chance. Theraikis hat ganz bestimmt keinen Witz gemacht, als er sagte, daß die Entscheidung bereits heute nacht fallen wird. Er plant irgendeine Teufelei. Du hast dich schon mehrmals in eine Katze verwandelt. Es reicht, wenn du zum Ufer schwimmst und dich ein paar hundert Meter entfernst.«

»Schwimmen?« keuchte Damona. »Katzen sind wasserscheu, vergiß das nicht.«

Mike grinste. »Aber du doch nicht.«

»Du verstehst mich nicht«, sagte Damona kopfschüttelnd. »Ich weiß selber nicht, was in meinem Körper vorgeht, wenn ich mich

verwandle. Aber ich verändere mich nicht nur äußerlich. Ich werde wirklich zu einem Tier, verstehst du? Ich kann noch denken und habe auch noch meine Erinnerungen, aber es ist nicht viel mehr, als wäre ich Gast in einem fremden Körper. Alle Instinkte und Reflexe sind da, und es gelingt mir nicht immer, so zu handeln, wie ich eigentlich müßte.«

»Trotzdem mußt du es versuchen«, beharrte Mike. »Wenn du an Land bist, gehst du zum Scotland Yard oder rufst an und schickst uns Hilfe.«

Damona antwortete nicht. Lange, endlos lange saß sie reglos da und starrte einen imaginären Punkt irgendwo an der Wand hinter Mike an.

»Wir können es wenigstens versuchen«, murmelte sie schließlich.

Ihre Stimme schwankte.

Mike lächelte. »Zuerst brauchen wir unser Versuchskaninchen beziehungsweise Versuchsmäuschen. Suchen wir weiter. Sie muß hier irgendwo sein.« Er wollte aufstehen und sich wieder an die Suche machen, aber Damona hielt ihn mit einem raschen Griff zurück.

»Laß es«, sagte sie ruhig. »Wenn ich es schon tun muß, dann spielt es keine Rolle, wann. Oder kennst du einen besseren Mäusefänger als eine Katze?«

»Natürlich nicht«, sagte Mike. »Aber… wir brauchen sie lebend, vergiß das nicht.«

Damona lächelte mühsam. »Ich werde es mir merken.« Sie stand auf, öffnete die Verschlüsse ihrer Tauchermontur und begann sich auszuziehen.

»Der Vorgang ist sehr schmerzhaft«, erklärte sie. »Ich werde meine Gestalt beibehielten, während ihr euer… Experiment durchführt. Das Beste wird wohl sein, einer von euch hält mich fest. Ich werde wohl kaum freiwillig ins Wasser springen.«

Sie streifte den Neoprenanzug ab, strich sich das Haar in den Nacken und stand, nur mit BH und Slip bekleidet, reglos da. Ihr Gesicht nahm einen ruhigen, konzentrierten Ausdruck an.

Im ersten Moment schien nichts Außergewöhnliches zu geschehen.

Dann…

Weder Mike noch Ben begriffen, was wirklich geschah. Der Körper der jungen Frau vor ihnen schien für den Bruchteil einer Sekunde zu flackern, sich auf bizarre Weise zu krümmen und zu biegen – und dann hockte da, wo Sekundenbruchteile zuvor noch Damona gewesen war, eine schwarze Katze.

Ben schüttelte sich. »Wenn ich es nicht gesehen hätte, würde ich es nicht glauben«, murmelte er. »Ich glaube es jetzt noch nicht.«

»Es ist unheimlich«, bestätigte Mike. Er bückte sich, ging vor dem Tier in die Knie und streckte die Hand aus. Die Katze fauchte, legte die Ohren an und wich einen halben Meter zurück. Ihr Rückenfell sträubte sich.

In ihrem Inneren herrschte ein heilloses Chaos. Es war nicht das erste Mal, daß sie die Verwandlung vorgenommen hatte, aber diesmal war es anders als sonst. Ihr Geist schien in einer winzigen Kammer gefangen zu sein. Sie wurde von einer Woge von Instinkten und dumpfen, animalischen Empfindungen überspült und erschlagen.

Die Katze in ihr war stark, stärker als je zuvor. Sie versuchte, Gewalt über das Bewußtsein des Tieres zu erlangen, aber es ging nicht. Sie spürte nur Angst, Angst und ein dumpfes Gemisch aus fremden Gefühlen und etwas, was vielleicht noch keine klaren Gedanken waren, aber nicht mehr sehr weit davon entfernt war. Ihre Seh- und Hörfähigkeiten hatten sich sprunghaft gesteigert.

Sie wich Schritt für Schritt vor Mike und Ben zurück und stieß ein helles, warnendes Fauchen aus. Die gefährlichen Krallen an ihren Füßen schnappten wie winzige, messerscharf geschliffene Dolche heraus. Sie wußte, daß diese beiden Menschen ihre Freunde waren, aber das Tier in ihr war stärker, viel stärker.

»Die Maus«, sagte Mike. »Versuch sie zu finden.«

Sie verstand die Worte, aber irgendwie gelang es ihr nicht, sie wie gewohnt in Begriffe und Gedanken umzusetzen. Anders als sonst war ihr Bewußtsein nicht mit dem der Katze verschmolzen, sondern schien parallel dazu zu existieren.

Sie versuchte, sich das Bild einer Maus vorzustellen. Zuerst fiel es ihr schwer, und sie bekam nicht mehr als einen verwaschenen grauen Fleck mit vagen Umrissen zustande, dann, als hätte das fremdartige Bewußtsein der Katze das Bild aufgefangen und blitzartig vervollständigt, sah sie einen der kleinen Nager vor sich, plastischer und eindrucksvoller als je zuvor.

Die Jagdinstinkte der Katze erwachten. Damonas Körper wurde plötzlich von einer pulsierenden Welle aus Mordlust und kaum beherrschbarer Energie durchströmt. Sie vergaß die beiden Menschen vor sich, senkte den Blick und sah sich aufmerksam in der Kajüte um. Ihre Ohren zuckten nervös, registrierten Geräusche und Laute, die einem Menschen fremd und vielleicht erschreckend vorgekommen wären.

Dann huschte sie nahezu lautlos davon und begann mit der Jagd.

***

Der Fluß lag ruhig und schon beinahe unnatürlich glatt unter dem Boot. Ein sanfter, böiger Wind war aufgekommen, so daß die Nebelwand vor dem Hafen immer wieder aufriß und in beständiger, pulsierender Bewegung zu sein schien. Mitternacht war längst vorüber, aber die Lichterglocke über dem Stadtkern schien eher noch heller zu schimmern, als wäre die Stadt jetzt erst wirklich erwacht.

Mike schauderte. Er fror, obwohl die Nacht für diese Jahreszeit

ungewöhnlich mild war. Er schlug den Kragen hoch, rammte die Hände in die Jackentaschen und beugte sich über die Reling. Graue, striemige Schlieren trieben im Wasser, tasteten über den Bootsrumpf und bildeten bizarre Formen und Umrisse.

Er trat zurück, hob den Kopf und blickte zum Himmel hinauf. Es war nicht zu erkennen, ob der graue Dunst über dem Boot Nebel war, oder ob es sich dabei um Theraikis' Killerwolken handelte.

Wahrscheinlich beides.

»Ich bin soweit«, sagte Ben hinter ihm.

Mike drehte sich halb um. Murray kam mit kleinen, vorsichtigen Schritten aus der Kajüte heraus, das gefangene Nagetier am ausgestreckten Arm vor sich haltend. Trotz Damonas Hilfe hatten sie fast eine Stunde gebraucht, um die Maus aus ihrem Versteck zu jagen und zu fangen. Zeit, dachte Mike bitter, die sie nicht hatten.

»Schalt die Lampe ein«, murmelte Ben. Er trat an die Reling, beugte sich vor, so weit er konnte, und hielt die Maus dicht über die Wasseroberfläche. Das Tierchen begann zu quieken und ängstlich mit den Beinen zu strampeln.

Mike schaltete den Handscheinwerfer, der zu Damonas Taucherausrüstung gehörte, ein und richtete den Strahl auf den Fluß.

»Jetzt«, sagte er.

Ben ließ los.

Die Maus fiel einen halben Meter tief, platschte ins Wasser und ging unter. Der graue Nebel unter der Wasseroberfläche begann zu brodeln. Ein winziger Sog bildete sich, verschwand und entstand Sekunden später neu.

»Es funktioniert nicht«, sagte Ben dumpf. »Das Zeug frißt sie auf, wenn sie nicht vorher ertrinkt.«

»Still!« schnappte Mike. Die Lampe zitterte. Der Lichtkreis wanderte für einen Moment nach rechts ab und kehrte dann mit einem Ruck zu der Stelle zurück, an der das Nagetier ins Wasser gefallen war. Fünf, zehn endlose, quälende Sekunden lang geschah nichts, dann erschien ein winziger, grauer Kopf mit funkelnden Knopfaugen über dem grauen Wasser.

»Es klappt!« keuchte Mike. »Sieh doch, Ben! Sie lebt noch! Es klappt! Das Teufelszeug reagiert nur auf uns!«

Die Maus strampelte verzweifelt mit den Beinen. Ein leises, ängstliches Quieken drang zu ihnen empor. Die graue Protomaterie in ihrer Umgebung sprudelte und kochte – aber sie griff nicht an. Das Tier drehte sich ein paarmal im Wasser auf der Stelle und begann dann zielstrebig in Richtung Ufer davonzuschwimmen.

»Riskieren wir es«, sagte Mike.

Ben zögerte. Auf seinem Gesicht standen die Zweifel deutlich geschrieben. »Ich habe kein gutes Gefühl dabei«, sagte er halblaut.

»Damona ist immer noch sie selbst – auch in einem anderen Körper.«
»Ich weiß«, antwortete Mike niedergeschlagen. »Aber es ist unsere letzte Chance. Wenn wir bis morgen früh warten, kann es zu spät sein. Und nicht nur für uns. Ich würde selbst gehen, wenn ich auch nur eine winzige Chance hätte, das weißt du.«
»Wir könnten versuchen, die Ankerkette durchzubrechen«, sagte Ben hastig. »Das Boot würde von der Strömung erfaßt und irgendwo an Land getrieben werden.«
Statt einer Antwort deutete Mike stumm auf die wogenden Nebelfetzen über dem Boot. Ben schwieg einen Moment, wandte sich dann niedergeschlagen um und verschwand in der Kabine. Wenige Augenblicke später kam er mit einem fauchenden und um sich schlagenden Fellbündel auf dem Arm zurück.
»Ich verstehe das nicht«, murmelte Mike. »Sie ist anders als sonst. Sie scheint Schwierigkeiten zu haben, das Tier zu beherrschen.«
Ben trat an die Reling, hielt das strampelnde Tier darüber und wartete, bis Mike die Lampe wieder eingeschaltet hatte. Die Katze spürte die Nähe des Wassers und begann wie wild um sich zu schlagen. Ihre messerscharfen Krallen fuhren über Bens Hände und hinterließen tiefe, blutige Kratzer. Murray schrie überrascht auf, prallte zurück und – ließ los.
Das Tier kreischte und landete mit einem hellen Platschen im Wasser.
Der Fluß begann zu kochen. Schäumende, graue Wellen klatschten gegen das Boot, winzige Wirbel entstanden und lösten sich wieder auf. Mike und Ben beobachteten voller ungläubigem Schrecken, wie die graue Protomasse zu pulsierendem Leben erwachte. Ein riesiger, an eine vielfingrige bizarre Hand erinnernder Klumpen der grauen Masse schoß heran, griff nach der Katze und hüllte sie in einen schleimigen Mantel. Das Tier strampelte verzweifelt, aber seine Bewegungen schienen die Angriffslust der Protomaterie nur noch zu steigern. Von allen Seiten schossen plötzlich schleimige Fühler heran, wickelten sich wie dünne, biegsame Stränge um seinen Körper und fesselten seine Glieder. Die Katze verwandelte sich in einen unförmigen Klumpen und sank wie ein Stein in die Tiefe.

***

Zuerst fühlte sie nichts als Angst. Panik, tödliche, unbezwingbare Panik, die wie eine erstickende Welle über dem Bewußtsein der Katze zusammenschlug. Sie bekam keine Luft mehr, und die schleimigen Fühler der Killerwolke fesselten ihre Gliedert so daß sie nicht einmal mehr strampeln konnte.
Sie sank.
Irgend etwas geschah mit ihrem Körper, während sie langsam zum Grund des Flußbettes hinabsank. Sie spürte, wie sich zuerst das Fell,

dann Haut und Fleisch und schließlich die Knochen und die inneren Organe auflösten, die Zellverbindungen und Molekülgruppen aufgebrochen und gesprengt wurden.

Aber sie verspürte keine Schmerzen.

Und sie dachte…

Es dauerte lange, bis ihr bewußt wurde, daß sie noch lebte, Ihr Körper war unwiderruflich zerfallen, aber ihr Geist existierte weiter.

Ihr Bewußtsein trieb durch einen schwarzen, lichterlosen Kosmos, aber sie spürte, daß sie nicht allein war. Irgend etwas war da, ganz in ihrer Nähe, ein großes, sanft pulsierendes Etwas. Sie mußte plötzlich an die seltsame Empfindung denken, die sie unten im Schiffswrack gehabt hatte. Auch dort hatte sie das Gefühl gehabt, mit einem großen, unendlich fremdartigen Geist in Berührung gekommen zu sein. Jetzt empfand sie das gleiche, nur intensiver, unendlich intensiver. Sie spürte, wie das fremde Bewußtsein nach ihrem Geist griff, vorsichtige tastende, sondierende Fühler ausstreckte.

Und dann wußte sie, was es war…

Theraikis – oder das Wesen, das von seinem Körper Besitz ergriffen hatte – hatte mit seiner Protomaterie Leben geschaffen, Leben, das von einem dumpfen Bewußtsein erfüllt war, ein Geist, der die Grenzen zum bewußten Denken noch nicht ganz überschritten hatte, aber lebte, existierte und vielleicht nicht dachte, aber durchaus in der Lage war, auf äußere Einflüsse zu reagieren, so, wie es das rudimentäre Bewußtsein einer Pflanze tat.

Und so, wie sich ihr Körper in der tödlichen Protomaterie aufgelöst hatte, würde auch ihr Bewußtsein in diesem riesigen, gedanklichen Sumpf aufgelöst werden…

Damona begann sich verzweifelt zu wehren, als sie begriff, welches Schicksal ihr bevorstand. Dieser gigantische, lauernde Geist war nicht so leer, wie es schien. Sehr, sehr weit entfernt glaubte sie die Anwesenheit anderer Seelen zu spüren, ein leises, unendlich qualvolles Wimmern und Schreien, Visionen des Fegefeuers, Töne, die aus den tiefsten Tiefen der Hölle emporstiegen. Es waren die Seelen anderer Opfer, die dieses unheimliche lauernde Ding bereits gefordert hatte – Saghitter, aber nicht nur er, sondern auch andere, die Seelen von zwei, vielleicht drei weiteren Menschen, die in den höllischen Fallstricken dieses ungeheuerlichen Dinges gefangen waren.

Sie kämpfte. Es war nicht das erste Mal, daß sie ein Duell auf rein geistiger Basis ausfechten mußte, aber diesmal war es anders. Es gab keinen Gegner, keinen feindlichen Geist, den sie überwinden oder brechen mußte, sondern nur diese ungeheure Leere, in der ihr Bewußtsein sich zu verlieren drohte wie eine Handvoll Staub im leeren Weltraum. Das Zentrum dieses fremden Geistes schien irgendwo in ihrer Nähe zu sein, wie ein großes, unsichtbares

schlagendes Herz, aber es gelang ihr nicht, seinen genauen Standort zu lokalisieren, weil es dort, wo sie war, kein oben oder unten, überhaupt keine Entfernungen und Richtungen gab. Sie wollte schreien, aber sie hatte keinen Körper, keine Kehle mehr, und auch das winzige Etwas, das von ihr übriggeblieben war, drohte sich in dieser grauenhaften Unendlichkeit zu verlieren. Ein feines, unsichtbares Netz umgab sie, Maschen aus verwobenem Wahnsinn, die sanft, aber unbarmherzig, an ihren geistigen Barrieren zerrten und nagten. Sie kapselte sich ab, versuchte sich zu konzentrieren und lauschte in die Unendlichkeit hinaus. Ein dunkles Wispern und Raunen schien diesen gewaltigen leeren Kosmos zu erfüllen, ein Geräusch wie von ferner Meeresbrandung, das mal lauter, dann wieder leiser wurde. Damona versuchte danach zu greifen, ihre eigenen Gedanken auf den bizarren Rhythmus des fremden Geistes einzuschwingen, es zu verstehen. Aber da waren keine Gedanken, kein Ego, sondern nur eine riesige, ungeformte mentale Masse, ein Bewußtsein wie das eines noch ungeborenen Kindes, leer und…

Damona hätte um ein Haar die Kontrolle über ihre mentalen Barrieren verloren, als ihr klar wurde, was sie wirklich vor sich hatte.

Dieses gigantische Etwas war nicht böse oder gut. Es lebte, aber es war nicht fähig, zu unterscheiden oder nach freiem Willen zu handeln. Und sie konnte es beherrschen…

Sie konnte es auf die gleiche Weise beherrschen wie Theraikis, nur besser, direkter und uneingeschränkter, weil ihr Geist mit dem Bewußtsein dieses ungeheuerlichen Etwas verschmolzen war.

Vorsichtig, behutsam und jederzeit darauf gefaßt, sich sofort wieder abzukapseln, ließ sie ihre geistigen Barrieren fallen und begann Stück für Stück, das fremde Wesen unter ihre Kontrolle zu bringen.

Plötzlich spürte sie wieder einen Körper, nicht ihren oder den der Katze, sondern ein phantastisches, unglaubliches Etwas, das aus Milliarden und Abermilliarden einzelner Teile zu bestehen schien und trotzdem einem gemeinsamen Willen gehorchte. Sie konnte nicht sehen, hören oder fühlen, aber dafür hatte sie mit einem Mal andere Sinne; Sinne, die sich völlig von allem unterschieden, was sie jemals erlebt hatte. Mit einem Mal spürte sie ihre Umwelt, das Boot, die eisige Kälte des Wassers und der Luft, Mike und Ben und –Theraikis!

Und dann beherrschte sie dieses riesige stumme Etwas. Sie wußte plötzlich, welche phantastischen Möglichkeiten diese Ansammlung kaum geformten Lebens beherbergte, Möglichkeiten, von denen nicht einmal Theraikis wußte.

Weder Ben noch Mike bemerkten, wie sich die treibenden Wolkenschicht über dem Boot zusammenballte und dann, von einer unsichtbaren Macht gelenkt, nach Westen glitt, auf das Zentrum der Stadt zu.

***

Das Hotel lag am Rande des eigentlichen Stadtkerns. Es war nicht vornehm genug, um aufzufallen, aber auch noch nicht schäbig genug, um zwielichtige Gestalten anzulocken. Das dreistöckige Gebäude lag in einer schmalen Seitenstraße, auf der sich jetzt, während das Nachtleben Londons drüben in der City gerade erst begann, nichts mehr regte. Die Fenster waren verdunkelt, und nur aus der kleinen, halb verglasten Pförtnerloge hinter dem Eingang fiel trübes gelbes Licht auf den Bürgersteig hinaus.

Das Haus war still. Unheimlich still. Es war nicht einfach die Stille eines schlafenden Gebäudes, sondern die Ruhe des Todes, ein Schweigen wie in einer gigantischen Gruft. Die Luft war still und von einem kaum wahrnehmbaren, fremdartigen Aroma durchdrungen, und vom oberen Ende der steilen Treppe, die von der Eingangshalle aus nach oben führte, drang ein sanfter, gelblicher Lichtschimmer herab.

Damona bewegte sich vorsichtig durch den Raum. Unter ihren Füßen wirbelte grauer, pulveriger Staub auf, der sich in der unbewegten Luft nur langsam wieder senkte. Ihr Körper war wiedererstanden, eine perfekte Kopie ihres früheren Ichs. Es hatte ihr nicht einmal Mühe bereitet, die Rückverwandlung zu vollziehen. Das gigantische Etwas aus Protomaterie war in ihren Händen nichts als ein williges Werkzeug gewesen, das sie nach Belieben formen konnte.

Der Gedanke an die ungeheuerliche Macht, über die sie plötzlich verfügte, flößte ihr beinahe Angst ein. Wenn sie dieses Wesen wirklich beherrschte, gab es praktisch nichts mehr, was sie nicht konnte.

Sie warf einen Blick hinter die Theke. Der Stuhl, auf dem der Nachportier gesessen hatte, war leer. Davor lag eine aufgeschlagene Illustrierte auf dem Boden, und auf einem winzigen Tischchen dampfte eine Tasse Kaffee neben einem angebissenen Butterbrot.

Aber von dem Mann selbst war keine Spur zu entdecken. Es gab nur den Staub, grauen, glitzernden Staub, der sich auf dem Boden und den Möbelstücken ausgebreitet hatte, wie ein feiner Schleier in der Luft hing und als dünner Überzug auf den Scheiben glitzerte.

Damona blieb stehen, sah sich suchend um und griff schließlich nach dem Gästebuch.

Das Hotel hatte im Augenblick nicht viele Besucher. Acht der zwölf Zimmer standen leer, aber auf dem schmalen Brett hinter der Theke fehlten nur drei Schlüssel. Damona atmete erleichtert auf.

Selbst wenn sie zu spät kam und Theraikis nicht mehr aufhalten konnte, so hatte sein Tun noch nicht zu vielen Menschen das Leben gekostet.

Sie drehte sich unschlüssig um ihre Achse und ging schließlich auf die Treppe zu. Die ausgetretenen Holzstufen knarrten hörbar unter ihrem Gewicht. Das Geräusch schien geisterhaft laut durch das

Gebäude zu hallen. Sie blieb stehen, lauschte einen Moment und schlich dann auf Zehenspitzen weiter. Sie streckte die Hand nach dem Treppengeländer aus und zog sie hastig wieder zurück, als sie auch hier den Überzug aus feinem, grauem Staub bemerkte. Ihre Finger prickelten, und ohne besonderen Grund hatte sie plötzlich das Gefühl von etwas Bekanntem, Vertrautem.

Sie atmete hörbar ein, sah nach oben und ging weiter. Auch der schmale Korridor am Ende der Treppe war von einer feinen, unberührten Staubschicht bedeckt. Es schien, als wäre ein gigantischer Wirbelwind durch das leere Gebäude gefahren und hätte den Staub gleichmäßig verteilt.

Sie blieb auf dem Treppenabsatz stehen, sah sich zögernd um und wandte sich schließlich nach rechts. Es war dunkel, aber die Tür am Ende des Korridors stand halb offen, so daß ein schmaler Streifen silbernen Mondlichts aus dem dahinterliegenden Zimmer fiel. Sie näherte sich vorsichtig der Tür, blieb stehen und lauschte. Aber das einzige, was sie hörte, war das dumpfe Echo ihres eigenen Herzschlages.

Zögernd und von einer ungewissen, bangen Furcht erfüllt, streckte sie die Hand aus und schob die Tür vollends auf.

Das Zimmer war leer. Durch das große Fenster an der Westseite strömte mildes Sternenlicht und verlieh dem Raum ein seltsam fremdartiges Aussehen. Und auch hier war überall der graue, pulverige Staub.

Damona drängte ihre Angst zurück und trat mit einem entschlossenen Schritt in den Raum hinein. Ihre Augen gewöhnten sich rasch an die unsichere Beleuchtung. Auf dem Fußboden neben dem Bett stand ein halb ausgeräumter Koffer. Der Fernseher lief mit abgeschaltetem Ton, zeigte aber nur weißen, flackernden Schnee. Das Bett war zerwühlt. Ein leerer Schlafanzug lag darauf, und…

Damonas Herz schien zu stocken, als sie begriff, was geschehen war. Der Pyjama war nicht so dorthin gelegt worden, und der Fernseher lief, weil der Bewohner dieses Zimmers vom Bett aus einen Film verfolgt hatte.

Aber der Körper, der in den Pyjama gehörte, hatte sich in diesen grauen, glitzernden Staub verwandelt!

Damona prallte entsetzt zurück. Plötzlich wußte sie, was der allgegenwärtige Staub bedeutete, woher das Gefühl des Bekannten, Vertrauten kam. Der Staub war nichts anderes als eine weitere Erscheinungsform von Theraikis' Höllenmaterie; der gleiche Stoff, in den sie selbst aufgegangen und aus dem sie wiederauferstanden war!

Staub…

Eine grauenhafte Vision stieg vor Damonas geistigem Auge empor. Sie sah leere, tote Städte, kahle Ebenen, über die der Wind grauen

Staub blies, tödliche Wolken, die alles, was sie berührten, auflösten und im gleichen Maße wuchsen, wie sie das Leben von der Oberfläche der Erde vertrieben.

Sie stöhnte.

Nur mühsam gelang es ihr, die grausigen Bilder aus ihrer Vorstellung zu vertreiben und das Zimmer zu verlassen. Theraikis mußte aufgehalten werden, ganz egal, was es sie kostete! Die Bilder aus ihrer Vorstellung durften niemals wahr werden. Der Moordrohr war in seiner Gier nach Rache unersättlich. Er würde sich nicht damit begnügen, sie oder Mike zu töten, sondern die gesamte menschliche Rasse bedrohen und vielleicht vernichten.

Sie ging mit raschen Schritten zur Treppe zurück und lief, ohne besondere Vorsicht, ins zweite Geschoß empor. Der Lichtschein wurde stärker, und als sie die Hälfte der Treppe überwunden hatte, hörte sie Geräusche. Schritte, ein leises, mühsames Atmen, Laute, wie sie ein Mensch verursacht, der sich bemüht, leise zu gehen…

Über ihr wurde eine Tür geöffnet. Eine große, schattenhafte Gestalt erschien in dem hell erleuchteten Rechteck und blieb stehen.

»Damona!«

Sie konnte die Überraschung in Theraikis Stimme deutlich hören, und obwohl seine Gestalt nichts als ein flacher schwarzer Schatten über ihr war, glaubte sie für einen Moment seinen brennenden, haßerfüllten Blick zu fühlen.

Aber er hatte sich rasch wieder in Gewalt.

»Sie überraschen mich wirklich«, sagte er, mühsam beherrscht.

»Das… das hoffe ich«, gab Damona zurück. Plötzlich hatte sie Angst, panische Angst. Sie war hierhergekommen, um Theraikis aufzuhalten, aber sie hatte keine Ahnung wie.

»Sie müssen mir bei Gelegenheit erzählen, wie es Ihnen gelungen ist, meine Wächter zu überlisten«, sagte Theraikis, »Aber dafür ist später noch Zeit. Im Moment habe ich viel zu tun. Vielleicht«, fügte er hinzu, »trifft sich Ihre Anwesenheit ganz gut. Auf diese Weise werden Sie Augenzeuge des Anfangs vom Ende. Vom Ende Ihrer Welt, wissen Sie?« Er lachte leise, trat zurück und machte eine befehlende Handbewegung. »Kommen Sie, Damona.«

Damona unterdrückte den Impuls, sich einfach auf ihn zu stürzen und auf ihn einzuschlagen. Theraikis war kein kräftiger Mann, und wahrscheinlich wäre sie sogar mit ihm fertig geworden. Aber es nutzte ihr gar nichts, ihn zu töten. Der Moordrohr würde einfach in den nächstbesten Körper schlüpfen und sein Vernichtungswerk fortsetzen. Nein – es mußte eine andere Möglichkeit geben.

Sie trat mit gezwungen ruhigen Bewegungen durch die Tür. Das Zimmer war größer als das, auf das sie im Untergeschoß gestoßen war, und hell erleuchtet. Und auch hier lag der graue Staub – eine

feine, glitzernde Decke, die sich wie ein dünner Film über Möbel und Teppiche gelegt hatte.

Theraikis schlug die Tür hinter ihr zu und deutete auf einen offenstehenden Metallkoffer auf dem Tisch. Ein Bündel leerer Kleider lag daneben auf dem Boden; alles, was von dem Mann, der das Zimmer bewohnt hatte, übrig geblieben war.

»Ungeheuer«, sagte Damona leise. »Sie…«

Theraikis machte eine warnende Handbewegung. »Seien Sie nicht so vorschnell, Damona. Was hier geschehen ist, ist nicht meine Schuld. Dieser Mann hat den Koffer aufgebrochen und starb an dem, was er darin fand, aber ich habe nichts damit zu tun. Ich sagte Ihnen doch, daß Sie den Anfang miterleben werden, nicht? Was Sie hier sehen, ist nur das… nun, sagen wir Rohmaterial. Es hat seine Gefährlichkeit längst eingebüßt, sonst wären weder Sie noch der Körper, dessen ich mich zur Zeit bediene, noch am Leben.« Er lachte leise. »Aber ich verfüge über das nötige Wissen, es wieder zu aktivieren. Und dann wird es sich mit Windeseile ausbreiten. Buchstäblich«, fügte er mit einem hämischen Grinsen hinzu.

Damona trat zögernd an den Tisch heran. Das Kleiderbündel raschelte, als sie mit dem Fuß daranstieß. Sie schauderte.

»Sehen Sie sich ruhig um, Damona«, sagte Theraikis. »Dies hier ist erst der Anfang. Aber es wird weitergehen. Vielleicht haben Sie mir und den anderen sogar einen Gefallen getan, als Sie mithalfen, unsere Körper zu zerstören. Eure Welt ist anders als unsere. Sie ist sehr wissenschaftlich orientiert, und so, wie kaum jemand an Magie glaubt, ist sie auch mit Mitteln der Magie kaum zu besiegen. Aber mit Mitteln der Wissenschaft schon.«

Er nahm den leeren Koffer, drehte ihn herum und schüttelte ihn.

»Staub«, sagte er lächelnd. »Nichts als harmloser Staub. Und doch…«

»Sie werden niemals Erfolg haben«, sagte Damona dumpf. »Sie sind nicht der erste, der versucht, die menschliche Rasse zu vernichten. Alle sind daran gescheitert.«

»Aber ich bin der erste, der die Möglichkeiten hat, es zu tun«, sagte Theraikis gleichmütig. Er nahm eine Handvoll des feinen, grauen Staubes auf und ließ ihn durch die Finger rieseln. »Noch ist er harmlos, aber es fehlt nicht mehr viel. Eine winzige Beschwörung…« Er stockte, sah auf und musterte Damona mit plötzlichem Mißtrauen.

»Wie kommen Sie hierher?« fragte er, als fiele ihm die Frage erst jetzt ein. »Der Wächter war auf Ihre Körperschwingungen programmiert. Er hätte Sie niemals durchgelassen.«

»Ich weiß«, sagte Damona. »Er hat es auch nicht.«

Theraikis überlegte einen Moment. »Dann«, sagte er stockend, »dann… dann sind Sie …«

»Ihr Wächter hat seine Aufgabe erfüllt«, sagte Damona nickend.

»Aber Sie haben einen Fehler begangen, Theraikis. Einen tödlichen Fehler. Sie hätten sich überzeugen sollen, daß Ihr Geschöpf auch wirklich nur Ihrem Willen gehorcht.«

Theraikis wurde blaß. Plötzlich schien er die Wahrheit zu verstehen. Aber es war zu spät.

Damona hob die Hände. Ein Schauer hellblauer Funken regnete aus ihren Fingerspitzen auf den grauen Staubteppich herab. Die Protomaterie begann zu wallen. Ein Zittern lief durch den Raum, und für eine winzige Sekunde glaubte Damona, ein fremdartiges, stöhnendes Geräusch zu hören.

Theraikis schrie auf. Der Moordrohr in seinem Bewußtsein versuchte vergeblich, die Gewalt über das Protowesen zurückzuerlangen. Damonas Kraft war in diesem Moment gewaltig. Sie kämpfte nicht nur mit ihren eigenen geistigen Kräften, sondern auch mit denen des gigantischen Wesens. Sie war in ihm, ihr eigener Körper ein Bestandteil dieses unglaublichen Dinges, während der Moordrohr versuchte, es von außen zu beeinflussen.

Der graue Staub ballte sich zusammen. Wie in einem rückwärts laufenden Film, in dem ein Stein ins Wasser fällt und kreisförmige Wellen zieht, lief eine träge, graue Woge auf den griechischen Wissenschaftler zu, schwappte an seinen Beinen empor und begann langsam an seinem Körper hochzukriechen.

Theraikis schrie auf. Mit einer verzweifelten Bewegung versuchte er den Staub von seinen Kleidern zu wischen, aber Damonas geistige Befehle schleuderten immer mehr und mehr der tödlichen Materie heran, bis Theraikis sich im Zentrum eines bizarren Taifuns zu befinden schien.

Er taumelte. Ein mühsames, kaum mehr menschlich klingendes Stöhnen drang aus seiner Kehle. Er schlug, blind vor Schmerz und Panik, mit den Händen um sich, stolperte und fing sich im letzten Moment wieder.

Sein Körper begann sich aufzulösen. Noch schützten ihn die unglaublichen Kräfte des Moordrohr in seinem Inneren, aber sein Widerstand erlahmte zusehends, und die Protomaterie begann mit ihrem Zerstörungswerk. Seine Haut wurde grau und riß; dünne Staubfahnen sickerten aus seinen Jackenärmeln. Er wollte schreien, aber aus seinem Mund drang nur grauer Staub. Sein Gesicht war zerstört, glatt – eine ebene Fläche, in der es ununterbrochen kochte und wogte.

Er wankte, taumelte rückwärts durch den Raum und krachte gegen das Fenster. Die Scheiben bebten unter seinem Anprall. Das Glas klirrte, schien sich für einen Moment nach außen zu biegen und zerbrach. Theraikis verlor das Gleichgewicht und fiel lautlos in die Tiefe.

Damona stand einen Moment lang wie betäubt da. Eine, zwei Sekunden vergingen, dann schien so etwas wie ein unsichtbares Beben durch den Raum zu laufen.

Irgend etwas in ihrem Inneren starb.

Der graue Staub in ihrer Umgebung war plötzlich nur noch Staub, und für einen winzigen Moment hatte sie ein intensives Gefühl des Verlustes.

Theraikis war tot. Und mit ihm war auch das Protowesen gestorben.

Damona löste sich mühsam aus ihrer Erstarrung und trat ans Fenster. Der Hof lag zwei Stockwerke unter ihr, aber von der Straße und den umliegenden Häusern fiel genug Licht herein, daß sie erkennen konnte, was geschehen war.

Direkt unter dem Fenster stand ein fast zehn Meter hoher, mannsdicker Baum. Eine Eiche. Theraikis war in seine Krone gefallen, hatte sich an den Ästen festzuhalten versucht und war dann abgeglitten. Sein Körper lag in seltsam verrenkter Haltung neben dem Stamm.

Damona blieb lange am Fenster stehen und starrte in die Tiefe. Der Mann, der dort unten gestorben war, hatte von ihnen allen am allerwenigsten mit diesem Kampf zu tun. Er war nur eine Schachfigur gewesen, ein wehrloser Spielstein in einem Duell, das vor Jahrmillionen begonnen hatte und vielleicht noch ebensolange dauern würde. Die Moordrohr lebten. Sie waren geschwächt, aber immer noch gefährlich; vielleicht gefährlicher als je zuvor.

Der Kampf ging weiter.

Damona blieb noch einen Moment stehen, ehe sie sich umwandte und zum Telefon griff.

***

Oshcatqueyl erwachte. Wie immer, wenn er einen Körpertausch vorgenommen hatte, hatte er für einen Moment Schwierigkeiten, sich zurecht zu finden. Sein Geist war nach dem tödlichen Aufprall aus Theraikis' sterbendem Körper geflüchtet, aber er hatte fast sofort einen Ausweichkörper gefunden, und diesmal war es sehr leicht gewesen, ihn zu übernehmen.

Für einen Moment stieg bange Angst in dem Moordrohr auf. Er hatte keine Zeit gehabt, sich einen Ersatzkörper zu suchen, und nehmen müssen, was sich anbot. Wenn er Pech hatte, war er in einem Tier gefangen. Aber selbst dies war nicht schlimm. Er würde warten, bis er den Körper voll unter Kontrolle hatte und das Wesen dann zwingen, Selbstmord zu begehen, denn der Tod war die einzige Möglichkeit, den Körper wieder zu verlassen.

Er versuchte, die Augen zu öffnen, aber es ging nicht.

Er hatte keine Augen.

Er hatte auch keine Arme oder Beine oder andere Gliedmaßen.
Sein neuer Körper fühlte sich stark an, ungeheuer stark, aber reglos.
Es dauerte lange, bis der Moordrohr begriff, was geschehen war.
Und als er es tat, hätte er am liebsten geschrien.
Aber das konnte er nicht.
Bäume schreien nicht.

ENDE